

VERONAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 30.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 1. August 1892.

Vierteljährlich
2 1/2 Mark = 1 1/2 fl. ö. W.

38. Jahrg.

Thusneldens Brautschaft.

Aus dem modernen Leben von R. Eichfeld.

(Fortsetzung von S. 274.)

Nachdruck verboten.

V.

Es war neun Uhr abends, die Gäste der Baronin Grüning füllten allmählich die reich geschmückten Säle, die den ganzen ersten Stock ihrer stattlichen Villa einnahmen und durch eine Terrasse mit dem Garten verbunden waren, dessen Laubwerk von zahlreichen bunten venezianischen Lampen erglänzte.

Sie selbst stand in tadelloser Toilette am Eingang des ersten Salons, um die Ankommenden zu empfangen. Ueber einem hellgrünen, reich gestickten Unterleide aus Atlas trug sie eine in weichen Falten herniederfallende Robe von dunkler, empiregrüner Seide. Die Taille war gleichfalls aus diesen beiden Stoffen hergestellt. Ein kostbares Perlenhalsband, um den noch immer schönen Nacken geschlungen, vollendete diese ebenso reiche als anspruchslose Toilette, deren Wahl sie lange beschäftigt hatte. Es sollte diese zugleich durchaus modern, geschmackvoll und vorteilhaft für die Trägerin, und doch wieder würdevoll und ruhig in den Farbentönen sein; keinerlei Prätention von Jugendlichkeit oder Pomp. Sie hatte das Problem in der That glücklich gelöst. Ihre aristokratischen Freundinnen würden nicht sagen dürfen, daß es ihr an Geschmack und Taft fehle. Sie sagten es indessen doch, nur nicht in Bezug auf die Toilette der Baronin, die meistens Gnade vor ihren Augen fand.

Thusneldens Kleidchen dagegen war nach anderen Prinzipien hergestellt. Vor allem Einfachheit, die größte Einfachheit! Die Welt im allgemeinen und der Fürst insbesondere sollten sehen, daß hier jeder Schmuck überflüssig sei. Ein leichter weißer Stoff und ein paar Rosen hatten genügt; aber das Ganze war von so kundiger Hand gearbeitet und von so geübten Augen geleitet worden, daß es fast aussah, als seien Toilette und Trägerin eins, so gut sah alles, und so leicht und ungezwungen bewegte sich Thusnelde in der duftigen Hülle.

Die Baronin wurde nicht müde, ihr gewinnendstes Lächeln auszuteilen, mit den liebenswürdigsten Worten zu empfangen. Die Gesellschaft war es ihr wert; denn es war eine in der Mehrzahl durchaus aristokratische. Sogar berühmte, alte Geschlechter sah

sie mit Stolz in ihren Salons vertreten. Freilich hatten nicht alle Träger dieser klangvollen Namen die Pflichten verstanden, die ein solcher Name auferlegt, und die Berühmtheit, die derselbe ihnen verdankte, war keine, deren sich die Nachkommen freuen durften; aber darauf kam es der Baronin gar nicht an. Es war ihr völlig gleichgültig, ob die Prinzessin Y. sich bereits in dieser oder jener Weise kompromittiert hatte; ob der Graf Z. im Verdachte stand, seinen Luxus dem Spiel und höchst zweifelhaften Börsenunternehmungen zu verdanken, oder dergleichen mehr. Solange die Betreffenden nur ver-

standen, sich einigermaßen in der Gesellschaft zu halten, waren sie ihr willkommen.

Die neue Baronin hatte eine wahrhaft begeisterte Verehrung für altadelige Titel. Wie der Fürst für die Schönheit der Form, so schwärmte sie für den Glanz des Namens. Beide waren bereit, auf dem Altare ihres Gözen jedes Opfer zu bringen, und Frau von Grüning war somit zu Hoffnungen berechtigt, vorausgesetzt, daß die Schönheit Thusneldens den Preis wert erschien.

Diese sah unterdessen mit ihrer Pensionsfreundin Griseldis von Hohenstein in einer Fenstervertiefung, hinter kunstvoll gruppierten Blumen und Blattpflanzen versteckt, und plauderte, statt ihrer Pflicht gemäß die Gäste zu begrüßen. Durch die Zweige hindurch beobachteten die Mädchen die Eintretenden und machten kritische Bemerkungen. Dies schien sie sehr zu unterhalten.

„Ach, da ist ja auch mein Dragonerlieutenant, der schöne Heinrich!“ rief Griseldis plötzlich mit komischem Entsetzen, als sie einen stattlichen, etwas eingebildet aussehenden Offizier eintreten und sich tief vor der Hausfrau verneigen sah. „Thusnelde, warum hast du mir das gethan? Du wirst sehen, unter drei Tänzen entwiße ich ihm nicht. Und wenn es nur das Tanzen wäre! Aber der Mensch macht mir eine regelrechte Kur, und was für eine Kur! O Heinrich, mir graut vor dir!“

Thusnelde lachte, aber erwiderte nichts. Der junge Fürst Libanon war eben eingetreten und nahm ihre volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Wohl war ihr der Eindruck nicht entgangen, den sie auf ihn gemacht hatte; daß er aber auch sie weit mehr interessierte, als irgend einer der anderen jungen Männer ihrer Kreise, war eine Thatsache, die ihr selbst noch nicht ganz klar war.

„Siehst du, Herzensthusneldchen,“ sagte Griseldis weiter, „wenn der Fürst Libanon sich meiner annehmen wollte — man nennt ihn zwar nicht den schönen Heinrich — dann würde ich nicht zu entfliehen suchen. Begreifst du das?“

„Ich begreife es,“ antwortete Thusnelde nach einer Pause leise, „aber,“ fügte sie rasch hinzu, „wir können nicht länger hier bleiben. Sieh nur die misstrauischen Blicke, mit denen Mama unser Anhl beobachtet. Komm!“

Und einen günstigen Moment benutzend, entwißten die bunten Schmetterlinge aus ihrem blumigen Versteck und waren im nächsten Augenblick auch schon von jungen oder junglein-wollenden Kavaliern umgeben, die sich Tänze er-



Jagdanzüge. (Beschreibung Seite 297.)

baten. Offiziere und Gesandtschaftsattachés aus der nahen Residenz bildeten die eigentlichen Ballsaalhelden, auf die als Tänzer einigermaßen zu rechnen war, während die heimischen Kavaliere durchschnittlich die erste, mitunter auch die zweite Jugend hinter sich hatten, meistens sehr blasiert waren und unter Umständen nur erschienen, um in kürzester Zeit wieder zu verschwinden, oder wenn sie blieben, sich am Balle gar nicht beteiligten, sondern anderweitige Interessen verfolgten.

Unterdessen nahm der Abend einen glänzenden Verlauf. Die Gesellschaft der Nicht-Tanzenden hatte sich in den Nebensälen behaglich gruppiert. Die verwandten Seelen hatten sich zusammengefunden, und der Baronin, die von einer Gruppe zur andern schritt, überall die verbindlichsten Worte, das holdseligste Lächeln ausstehend, ward viel Schmeicheles über ihr wohlgeklungenes Fest gesagt.

Thusnelde gab sich aus vollem Herzen dem Vergnügen hin und tanzte mit unnachahmlicher Grazie, die um so besterwirkender wirkte, als sie natürlich war. Ein wirklich reizender Anblick, das schöne, jugendfrische Mädchen mit ihrem Kavaliere nach den Klängen eines Strauss'schen Walzers durch den Saal gleiten zu sehen. Ueberall hörte man Ausrufe der Bewunderung: „Welche Anmut!“ — „Reizend!“ — „Göttlich!“ — „Eine tanzende Elfe!“ Und der Fürst hörte und sah all die lauten und stummen Huldigungen, die der lieblichen Thusnelde dargebracht wurden, und sein Herz schlug stärker, als er selbst mit ihr tanzte und die geschmeidige Gestalt, die wunderbar erblühende Knospe in seinen Armen hielt. Und als er dann mit ihr durch den Saal flog, da war ihm so wonnig zu Mute, da fühlte er, was er vorher nie gefühlt, und er vergaß die hochgeborenen Eltern, die adeligen Vorurteile, und es schien ihm, als müsse das Leben an der Seite dieses Mädchens nur ein langer, beseligender Reigen sein.

Nachdem die Tour zu Ende, führte der Fürst seine Tänzerin, die einige Minuten ausruhen sollte, in den kleinen Saal, der auf die Terrasse führte und in einen förmlichen Blumengarten verwandelt war. Nur das matte Licht einiger Lampen erhellte spärlich den lauschigen Raum, während durch die weit geöffneten Flügelthüren die kühle Nachtluft frei hereinstömte. Hier ließ er sich auf einer, mitten im Grünen verborgenen Bank neben ihr nieder. Sie waren allein.

Blumendüfte und die gedämpft zu ihnen dringende Musik umvogten das Paar. Thusnelde sah schöner aus als je; ihr Angesicht glühte, ihre großen, dunklen Augen leuchteten, und doch suchte der Fürst vergebens darin nach einem Blick, der ihm endlich von mehr als von Jugendlust und Fröhlichkeit sagen sollte. Daran war er nicht gewöhnt. Diese scheinbare Unbefangenheit reizte den verwöhnten Mann im höchsten Grade. Er wollte diese Galathee beleben, sie sollte seine Gefühle teilen, sollte lieben lernen. Schmeichelnd süße Worte sprach er zu ihr, Worte, deren Sinn sie nicht immer verstand, aber die sie umgaukelten wie ein eigenartiger Traum und sie magnetisch festgebannt hielten. Erst als die Stimme schwieg, wich der Zauber. Es überkam sie ein beängstigendes Gefühl. Sie wollte aufstehen; doch er ergriff ihre Hand, und indem er sie fest in der seinigen hielt, sprach er offen von seiner Liebe zu ihr, und was er sagte, war der wahre, vom Herzen dringende Ausdruck des mächtigen Gefühls, das ihn in diesem Augenblick durchglühte. Mit aller Macht begeherte er dies schöne Mädchen, und als er ihr leidenschaftlich zuflüsterte: „Thusnelde, mein schöner Stern, willst du mir gehören, mein sein fürs Leben?“ — da ward ihr so beklommen ums Herz; vor ihren Augen flimmerte es, und sie sank willenlos, halb ohnmächtig an seine Brust. Mit kräftigen Armen umschlang er die zarte Gestalt, und ein langer, glühender Kuß besiegelte den neugeschlossenen Bund.

Als die beiden jungen Leute wieder im Ballsaale erschienen, genügte der Baronin eine kurze Beobachtung des Paares, um zu erraten, was vorgegangen. Sie hätte laut aufjubeln mögen vor Freude und Stolz über diesen raschen Sieg; aber keine Miene ihres Gesichts verriet die innere Bewegung. Bis zuletzt war sie die liebenswürdige Wirtin, die an alle und an alles denkt und keine ihrer Pflichten vernachlässigt.

„Merkwürdig, wie diese Grüning zu empfangen versteht!“ äußerte die Fürstin Libanon nachlässig, als sie sich bei der Heimfahrt bequem in ihren Wagen zurücklehnte. Ihre Durchlaucht sollte nur zu bald erfahren, daß diese Grüning noch mehr verstand, als bloß zu empfangen.

VI.

Als einige Tage später die Verlobung Thusneldens mit dem Fürsten bekannt ward, hatte die vornehme Welt ihren kleinen Skandal; denn es war unerhört, daß ein Sprößling aus dem uralten Geschlecht der Fürsten von Libanon die Enkelin eines banterott gewordenen Branntweinfabrikanten heiraten sollte. Freilich war die Braut von bestrickendem Liebreiz, und ihre Schönheit wäre imstande gewesen, noch einem ganzen Regimente junger und alter Repräsentanten hochadeliger Geschlechter die Köpfe zu verdrehen; aber desto schlimmer für die arme Thusnelde. In den Augen der Welt, wenigstens in den Augen ihres weiblichen Teiles, war es schon ein großes Vergehen überhaupt, schön zu sein; aber dank diesem Vorzuge solche Eroberungen zu machen, das war ein Verbrechen. Ein Verbrechen, für das die sanften, seelenvollen Augen der holden Braut einigermaßen Abbitte thaten, das aber einstweilen die Mutter zu entgelten hatte. Diese verfügte über keinen seelenvollen Blick; es schien auch sehr fraglich, ob sie überhaupt ein Besitzt einer Seele war. In ihren Augen las man nur Triumph. Und das ward sehr übel vermerkt. Man fand auf einmal, daß die gesellschaft-

liche Stellung der Baronin doch eigentlich eine usurpierte sei; alte, vergessene Geschichten aus ihrer Vergangenheit wurden wieder erzählt, alle ihre Handlungen einer überaus strengen Kritik unterzogen; kurz, es entwickelte sich eine der Baronin feindlich geminte Stimmung, es sammelten sich kleine Wölftchen an ihrem sonst so rosigen Horizonte — Wölftchen, die, wie sie aber hoffte, die strahlende Sonne ihres Glücks bald zerstreuen würde. Hatten doch die Eltern des jungen Fürsten, ganz wider Erwarten, ihre Einwilligung zu dieser Verbindung nicht versagt und die Verlobungsfeierlichkeiten einen überaus glänzenden Verlauf genommen.

Die Baronin hatte eigens zu diesem Zweck, in Betracht des großen Reichthums der fürstlich Libanonschen Familie, das Opfer gebracht, ihre ganze Hauseinrichtung überall da zu renovieren, wo sie ihr nicht durchaus auf der Höhe der Situation zu sein erschien, und sie teils durch prachtvolle moderne Möbel ersetzt, teils — und zwar mit Vorliebe — durch kleine Meisterwerke des Gewerbefleißes vergangener Jahrhunderte. Der harmonische Eindruck war wiederum, wie bei allem, was die Baronin arrangierte, durchaus gelungen. Man glaubte in den Wohnsitz einer uralten Familie zu treten: überall Pracht, Geschmack und aristokratische Embleme. Nur das Wappen derer von Grüning war vielleicht etwas allzu verschwenderisch angebracht; doch es machte sich gut, und die Libanonsche Verwandtschaft konnte sich der Illusion hingeben, hier ganz zu Hause zu sein.

Der Tag, an welchem die Vermählung stattfinden sollte, war indessen noch nicht bestimmt worden. „Warum auch?“ sagte der alte Fürst zu der gelinde drängenden Baronin. „Die Zeit der Verlobung ist ja die glücklichste im Leben, und unsere Kinder sind noch so jung!“

Da mochte denn die Baronin, eingedenk des Talleyrandschen „pas de zèle!“ nicht weiter auf ihrer Meinung bestehen und tröstete sich mit dem Gedanken, daß der Bräutigam sie wohl der Mühe entheben werde, selbst eine baldige Heirat herbeizuführen.

Dieser drängte allerdings stürmisch auf Festsetzung eines nahen Vermählungstermins; doch da sich diesem Vorhaben gewisse Hindernisse entgegensetzten, die selbst die zukünftige Schwiegermama nicht zu beseitigen vermochte, so fügte er sich, obgleich zunächst widerstrebend.

Späterhin schien er etwas ruhiger geworden. Er freute sich nach wie vor seines Sieges, fühlte sich unendlich glücklich in dem seligen Bewußtsein, das schönste Mädchen von A. sein nennen zu können, führte sie in prachtvollem Biergespann triumphierend durch die Alleen des öffentlichen Parks, schien aber — die Baronin bemerkte es zu ihrem Verdruß — nicht mehr so sehr auf einer baldigen Vermählung zu bestehen, wie es anfänglich der Fall gewesen.

VII.

Unterdessen befestigte sich die Zuneigung Thusneldens zu ihrem Bräutigam immer mehr. Die Mutter schien darin das non plus ultra irdischer Glückseligkeit zu erblicken, und da mußte es doch gewiß schön und beneidenswert sein, sich die Braut des Fürsten zu wissen. Er war ihr auch ein sehr angenehmer Gesellschafter und übte nach wie vor jenen magnetischen Zauber auf sie aus, der es bewirkt hatte, daß sie ihm damals im Blumenstalle ihr Jawort völlig unbewußt gegeben; aber — liebte sie ihn denn? Sie fragte es sich oft und kam zu der Ueberzeugung, daß das Liebe sein müsse — und doch hatte sie sich die Liebe eigentlich anders gedacht. Das war nicht die Verwirklichung ihrer schwärmerischen Mädchenträume, nicht jenes große Gefühl, das sie oft geahnt hatte, während sie schöne Gedichte las.

„Das sind auch bloß Träumereien!“ erklärte die Mutter, der sie einmal in einer weichen Stunde ihre Zweifel gestanden hatte und die sich redlich Mühe gab, sie auf praktische, weltlichere Ideen zu bringen. Es gelang ihr jedoch bloß, die noch unbestimmten Gefühle Thusneldens zu ihrem Bräutigam nach und nach in wirkliche, innige Zuneigung zu verwandeln.

Aber sonderbar, in demselben Maße wie in Thusneldens Herzens die Liebe erwachte, schien sie im Herzen des Fürsten zu erkalten. Seine Besuche waren nicht mehr so häufig; er zeigte sich auch oft etwas zerstreut, und die scharfblickende Baronin, welche mit hanger Sorge diese zwar noch wenig bemerkbare Metamorphose vor sich gehen sah, entschloß sich jetzt rasch, nicht länger zu zögern und auf Festsetzung eines nahen Vermählungstermins zu bestehen. Sie hatte zu diesem Zweck eine lange, jedoch durchaus erfolglose Unterredung mit der Fürstin. Letztere war, wie immer, die verkörperte Liebenswürdigkeit; aber von einer baldigen Heirat riet sie im Interesse der jungen Leute sehr ab. Das Brautpaar sei ja noch so sehr jung, und es wäre doch sehr wünschenswert, wenn ihr Sohn etwas gereifter in die Ehe trete. Das liebliche Bild seiner Braut werde ihn überall hin begleiten und vor schlimmer Versuchung bewahren.

Wäre eine andere als ihre eigene Tochter in Frage gewesen, die Baronin hätte bei dieser Aeußerung nur distret gelächelt; doch hier handelte es sich um eine glänzende Zukunft für ihr Kind, die bedroht schien, und da konnte selbst diese frivole Frau nicht lächeln. In gedrückter Stimmung verließ sie die fürstliche Villa. Die beiden Frauen hatten sich aufs herzlichste verabschiedet, und doch mußte jede, daß die andere sie von nun an tief in ihrem Innersten als Feindin betrachten werde; denn noch hatte die Baronin die Partie nicht verloren, noch war Thusnelde schön wie ein Maienmorgen, noch konnte die Liebe des Fürsten zu ihr hell auflockern und Entschlüsse reifen lassen, denen die Eltern dem majorennen Sohne gegenüber machtlos waren. Dies sagte sich Frau von Grüning zu

ihrem Troste, sie faßte frischen Mut und überlegte, wie wohl im Erlöschen begriffene Leidenschaften am besten zu neuer Flamme angefaßt werden könnten. Aus ihrer Jugend her war ihr dieses Spiel geläufig; doch es war mindestens zweifelhaft, ob Thusnelde ein willfähiges oder gar gelehriges Werkzeug in ihren Händen sein werde. Thusneldens unbewußte und deshalb so bestrickende Koketterie schien nicht mehr denselben Zauber auf den Fürsten auszuüben wie früher, und die Tochter durchaus in Befürchtungen und Pläne, die ihr bisher fern lagen, einzuweihen, ging auch nicht wohl an. Thusnelde wäre nicht imstande gewesen, ihren Kummer zu verbergen, und das Gefühl der Beschämung, ihr beleidigter Stolz, hätten sie zu Aeußerungen und Handlungen veranlassen können, deren Resultate ganz unberechenbar waren. Nein, sie mußte möglichst aus dem Spiele bleiben und ihre Unbefangenheit bewahren dürfen.

Mit Eifer suchte sie die erlöschende Liebe wohl am ehesten wieder entflammen zu können; Eifer suchte war hier noch nicht verbraucht, und es schien ihr leicht, einer so ausgesprochen sanguinischen Natur, wie die des Fürsten es war, diese Leidenschaft beizubringen, ohne ihre Tochter in ihre Karten blicken zu lassen.

VIII.

Doch während Frau von Grüning neue Pläne schmiedete, waren auch die fürstlichen Eltern ihrerseits nicht müßig; ja sie hatten, was erstere nicht wußte, sogar schon vorgearbeitet.

Mit Schrecken hatten sie seiner Zeit die Nachricht von ihres Sohnes Wahl erhalten. Sie kannten ihn zu gut um nicht zu wissen, daß offener Widerpruch ihn nur noch mehr reizen und zu unwiderbringlichen Entschlüssen verleiten würde. Es blieb also nichts übrig, als sich zunächst mit allem sofort einverstanden zu erklären, um nicht durch Opposition dieser Liebe den noch fehlenden Reiz zu verlieren. Sie wollten vor allem Zeit gewinnen, und das war ihnen bis jetzt vollständig gelungen. Unterdessen unterließen sie es auch nicht, durch vertraute Freunde, ihrem Sohne gegenüber, die Familie Grüning in ungünstiges Licht stellen und ihn die Mesalliance einigermaßen fühlen zu lassen. Sie selbst verhielten sich vorerst ganz passiv.

Es war ein schwieriges Unternehmen, das Gewandtheit und politische Klugheit erforderte und anfänglich ganz erfolglos schien. Konnte doch eine Aeußerung, die kaum imstande war, auch nur die Spur eines Schattens auf die Baronin zu werfen, den jungen Fürsten in der ersten Zeit der Brautenschaft so außer sich bringen, daß seine heftigen Entgegnungen es sehr gefährlich erscheinen ließen, auf dieser Bahn weiter zu schreiten. Doch sein vielerfahrener Vater hatte während seiner diplomatischen Laufbahn schon den Ruf tadelloserer Persönlichkeiten, als die Baronin es war, ruiniert und schwierigere Aufgaben gelöst als diese. Er war seiner Sache vollkommen sicher und brauchte nur Zeit. Denn er kannte den veränderlichen Sinn seines Sohnes zu gut, um nicht von der bloßen Verzögerung in der Erfüllung seiner momentanen leidenschaftlichen Wünsche sich Erfolg zu versprechen.

All diese Intriguen wurden mit seltenem Geschick geführt und hatten zur ersten Folge, daß sich der junge Mann seiner Braut gegenüber unbefähigt fühlte, was ihn irritierte und bewirkte, daß ihre Nähe ihn nicht mehr so wie früher beglückte. Er glaubte in ihren großen, dunklen Augen, die ihn so innig anzuschauen wußten, einen leisen Vorwurf zu lesen, und da er doch nicht die Kraft besaß, seinen Willen den Eltern gegenüber durchzusetzen, so empfand er vor allem das Bedürfnis, sich fortwährend zu zerstreuen. Ein Bedürfnis, dem von seiten seiner Eltern und Freunde im vollsten Maße Vorschub geleistet wurde.

Wohl nahmen seine Braut und deren Mutter an vielen der arrangierten Vergnügungen und Festlichkeiten teil; doch war die frühere Intimität durch die Gegenwart der vielen Gäste gestört, und er hatte längst das Gefühl verloren, als könnte ihm Thusnelde alles sein und alles ersetzen.

Unter solchen Umständen hatte die kluge Baronin nur wenig Aussicht, ein Spiel zu gewinnen, bei dem sich alle guten Karten in der Hand des Gegners befanden. Auch war ihr die überlegene Ruhe, die der gewandte Spieler nie verlieren sollte, abhanden gekommen: Verdruß, Zorn und schließlich gänzliche Entmutigung raubten ihr die Energie, die gefaßten Pläne auszuführen. Sie fühlte den Boden unter sich wanken, und zum erstenmale in ihrem Leben überkam sie ein Gefühl von Hilflosigkeit. Zum erstenmale empfand sie einen wirklichen, herben Schmerz und erfuhr, was Leiden sei. Das leichte Intriguenspiel, das sie so sehr liebte, hatte sich in ein Drama verwandelt, und die Rolle der tragischen Hellemutter drohte sie zu erdrücken.

Es war keine Kleinigkeit, mit Kummer und Sorgen im Herzen den Tag über heiter und sorglos zu scheinen und nie, nicht einmal der Tochter gegenüber, das zeigen zu dürfen, was ihr ganzes Innere bewegte.

Nach so durchkämpften Tagen war es ihr eine traurige Erleichterung, spät abends in der Stille ihres Schlafgemachs endlich sich selbst leben zu dürfen, endlich die Maske weltlicher Liebenswürdigkeit ablegen und das sein zu können, was sie wirklich war: eine tiefbekümmerte Mutter, eine gedemütigte Frau. Da ließ sie ihren Thränen freien Lauf, und wenn sie sich recht ausgeweint hatte, war es ihr, als sei doch noch nicht alles verloren, als müßte sich doch noch ein Mittel finden, sich und ihrer Tochter die große, öffentliche Kränkung zu ersparen, eine so glänzende Partie, die in aller Mund war, rückgängig gemacht zu sehen. Aber nie, selbst in den kummervollsten Nächten nicht, kam ihr der Gedanke, daß sie das Glück ihrer Tochter auf Irrwegen suche, daß sie es auf Sand bauen wolle.

(Schluß folgt.)

Krankenpflege auf dem Lande.

Ein Mahnwort an die deutsche Frauenwelt.

Von M. J. Megede.

Nachdruck verboten.

In Schreckgespenst, das aller Orten und zu allen Zeiten umgeht, ist die Krankheit! Es giebt keinen Menschen, der es nicht erblickt hat, und kaum einen, der ihm für die Dauer eines ganzen Lebens zu entziehen vermochte!

Doch diese Krankheit, gleich schmerzhaft, gleich langwierig und herzbeklemmend, zur Genesung oder zum Tode führend, sie ist eine andere, wenn sie den Reichen auf sein Lager wirft, als wenn sie den Armen von seinem Tagewerk reißt und ihn nach Kampf und Sträuben unterjocht.

Man wird nicht so schnell krank in den niederen Klassen wie bei uns. Geld und Zeit fehlen dazu, und außerdem hat man sich gewöhnt, das Gespenst fürs erste mit allerhand landläufigen Begriffen und Tröstungen zu bannen. Es heißt, daß man die Natur walten lassen muß, daß es da oder dort so und so anfing und am Ende doch wieder geworden ist, vor allem aber: „Was vermögen die Ärzte?“

Daß solche Auffassung sich leicht ändert, sehen wir in den Städten mit Krankenhäusern und Polikliniken, bei den Ärzten der Vereine und Genossenschaften, die das Mitglied getrost konsultieren kann, da sie ja doch bezahlt werden müssen.

Der Landmann dagegen läßt die Natur walten wie ehedem, und wie ehedem mißtraut er dem Arzte aufs äußerste. Kennt er doch mindestens ein halbes Duzend alter Weiber, die „besprechen“, und einen oder zwei Schächer, die vorzüglich „ziehen“ und „streichen“. Und jedenfalls hat er selbst oder seine Frau eine Schwiagemutter oder Großtante, die von einem „Pflaster für alles“ weiß und ihn mit drohend aufgerissenen Augen immer wieder „vor die Doktors“ warnt! Sie hat es ja immer erlebt, daß es schief ging, wenn die sich erst einmengen, und sie hat überall, wo der Zufall sie mit ihnen zusammenführte, dahin gewirkt, daß ihre Vorschriften nicht ausgeführt wurden. Ueberdies aber kostet ein solcher Besuch seine 5 bis 6 Mark, ohne das Fuhrwerk!

Hier also liegt der Grund, weshalb ärztliche Hilfe auf dem Lande stets nur im äußersten Notfalle angerufen wird und weshalb sie so oft zu spät kommt. Wer nun als Herrschaft, als Beamter, als verständiger und hilfsbereiter Mensch auf dem Lande wohnt, dem bietet sich ein weites Feld für humane Thätigkeit, wenn es fürs erste vielleicht auch noch ein wenig schwer zu bearbeiten ist. Und wenn den Männern in den meisten Fällen Lust, Mühe und Geduld fehlen sollte, so sind ja die Frauen da, Frauen mit gütigen Herzen, sanften Händen und aufmerksamen Sinnen, die leicht zu belehren und anzuleiten sind! Sollen sie doch nicht den Herren von der medizinischen Fakultät ins Handwerk pfeifen, sondern nur ihren unwissenden oder bedrohten Nächsten einigermaßen klar zu machen, kleinen Uebeln mit unschuldigen Mitteln abzuhelfen, Gefahr zu erkennen und den Verordnungen des Arztes zu einer vernünftigen und gewissenhaften Ausführung zu helfen.

Man sagt oft, daß die Herren Ärzte zu den geschworenen Feinden „doktorender Frauen“ gehören. Daß dies nicht immer der Fall, weiß ich aus Erfahrung. Im Gegenteil, ich habe sie, älter oder jünger, berühmt oder unberühmt, zu freundlicher Auskunst, ja freiwilliger Belehrung stets sehr bereit gefunden. Und ich weiß auch, daß ihre Anerkennung ehrlich war, wenn sie sahen, daß der Same auf guten Boden fiel und dementsprechende Früchte trug.

Haben Sie also Lust, liebe Leserin, die Rolle der barmherzigen Samaritanerin in Ihrem Dorfe, Ihrer Gemeinde oder in einem unabhängigen Kreise Ihrer Nachbarschaft zu versuchen, so stellen Sie sich bei Gelegenheit dem Arzt zur Verfügung. Wer ihn eine Weile auf den Gängen zu seinen ländlichen Patienten begleitet hat, dem werden bald genug verschiedene bedeutsame Lichter aufgehen, und selbst der mäßigen Intelligenz wird es gelingen, eine nicht zu unterschätzende Stütze an einem Krankenbett zu werden, dem Vernunft und Sorgfalt sonst leider so häufig fernbleiben.

Allerdings wird sich der bescheidene Assistent, der keinen Kursus durchzumachen braucht, vor allen Dingen zwei Eigentümlichkeiten abgewöhnen müssen: den Abscheu im gewöhnlichen Sinne des Wortes und die anezogene Prüderie, die wir so oft geneigt sind mit Schamhaftigkeit zu verwechseln. Es giebt Momente, in denen wir uns schämen sollten, daß wir uns dessen und dessen überhaupt schämen können! „Peinlich“ wird der Krankenpflegerin manches sein, und zu solchen peinlichen Dienstleistungen braucht sie sich nicht zu drängen, wenn andere da sind, die sie ebenso gut ausführen können. Aber in Notfällen darf sie im Kranken nur den Menschen, wie im Arzte den Helfer sehen und ohne Gêne fragen und zugreifen, auch wenn sich dieser und jener darüber wundern sollte.

Kinder und Backfische, denen die Vorgänge des Lebens noch ein Buch mit sieben Siegeln bleiben sollen, gehören ja überhaupt nicht in Krankenzublen, besonders nicht in die Krankenzublen der „gewöhnlichen Leute“, in denen man die Dinge sehr unbefangen beim rechten Namen zu nennen pflegt.

Mit etwas gutem Willen aber läßt sich auf der anderen Seite die natürliche Abneigung gegen den Anblick von Blut und Eiter schnell überwinden. Es ist von großer Wichtigkeit, wenn sich jemand im Dorfe befindet, der den Kampf mit alten Lappen und schmutzigen Pflastern aufnimmt, die man dort so gern auf Geschwüre und Verletzungen aller Art legt. Und schwerlich wird es uns eine Anklage wegen „Krupperei“ eintragen, wenn wir gelernt haben, aus dem Steigen, Sinken oder Springen der Temperatur unsere Schlüsse zu ziehen, sowie zwischen einem Karbunkel, der geschnitten werden muß, und einem Furunkel, bei dem man es darauf ankommen lassen kann, zu unterscheiden; wenn wir ferner das Nahen der mörderischen Kinderkrankheiten, wie Scharlach und Diphtheritis, mit einiger Sicherheit zu erkennen vermögen und dem Eintreten eines gastrischen Zustandes durch Verordnung von Diät und die Ausübung einer notwendigen Darmanspülung vorzubeugen versuchen.

In allererster Linie aber hat die ländliche Krankenpflegerin sich wohl um jene zu kümmern, die einem neuen Weltbürger das Leben schenken wollen oder bereits geschenkt haben. Wer zufällig einmal von der entsetzlich großen Zahl der Mütter gehört hat, die noch bis vor kurzem alljährlich dem Unverstand, der Sorglosigkeit und Pflichtvergessenheit zum Opfer gefallen sind, der wird es als seine edelste und weib-

lichste Aufgabe erkennen, gerade hier zu raten, zu kontrollieren und, wenn es sein muß, zur Kenntnis der Behörden zu bringen.

Den Dorfbewohnern scheint die gesellschaftlich so streng und genau vorgeschriebene Keilichkeit und Vorsicht einer Hebamme im besten Falle lächerlich. Meist findet man sie sogar gefährlich, wie man die „neue Mode“ von der frischen Luft und der reinen Wäsche dort entschieden für etwas Gesundheitsbedrohliches hält. Auch ist dort die Nase zu Zeiten viel empfindlicher, und die Nerven melden sich weit energischer als in den höheren Schichten. Soviel ist wenigstens sicher, daß die penetrantesten Stallbüste in keiner Weise für das Ertragen von Karbolgeruch vorbereiten, und daß jemand, der Schlachten sehen kann, ohne mit der Wimper zu zucken, oft schon ohnmächtig wird, wenn er nur das Bestie eines Arztes erblickt.

Man weiß, mit welcher Gewissenhaftigkeit die Hebammen in den Lehrauskalten für ihren verantwortlichen Beruf vorbereitet werden und von welchen Ermahnungen begleitet sie den neuen Lebensweg antreten. Das ländliche Publikum trägt nur zu oft die Schuld, wenn sie Lehre und Ermahnung sehr bald ein wenig in den Wind zu schlagen versuchen. Ihre Kranken wollen ja durchaus dies und jenes nicht leiden, und es ist ja auch ohne das und das schon so oft alles ganz nach Wunsch gegangen.

So geschieht es, daß gerade auf dem Lande Tod und Siechtum von Haus zu Haus, von Ort zu Ort noch in ziemlich hohem Prozentsatz getragen werden, durch nichts anderes als durch schlecht gewaschene Hände und unsaubere Schürzen, während die unglückliche Familie das Unheil hinnimmt als etwas, was nun einmal so im Rate der Vorsehung beschlossen gewesen ist. Daß solche Art von Gottvertrauen aber eine schwere Sünde ist, wird jeder vernünftige Mensch einsehen, auch wenn er sonst zu den strengsten Gläubigen gehört.

Indes nicht nur dem Leben und Wohlbefinden der Mutter, auch dem neugeborenen Staatsbürger kann eine geschickte Hand und ein wachames Auge recht viel Gutes erweisen. Sie können dem kleinen Geschöpf, mit dessen Hautpflege die gewöhnlichen Leute sich meist sehr wenig abgeben, wenigstens für die ersten Wochen die Wohlthat eines täglichen Bades andeuten lassen. Sie können ferner gegen die alte Großmutter einschreiten, die den Löffel mit Milch, Kamillenthee oder Zuckerrwasser nicht auf dem Feuer aufwärmen will, sowie sie der Mutter selbst zureden können, es auch einmal mit einer frühen Kindererziehung zu versuchen, indem sie dem Säugling das Wiegen ganz und das Trinken während der Nachtstunden versagt. Ich muß allerdings zugeben, daß von fünfzig Müttern im höchsten Fall sich zwei zu diesem letzteren Versuch bewegen lassen werden. Doch die Zeit vergeht, und mit dem Vertrauen werden Ihre Erfolge bei den ländlichen Patienten wachsen, wenn Sie Geduld haben, verehrte Leserin.

Es ist erstaunlich, wie bald die Leute sich trotzallem und alledem von der Güte verschiedener Behandlungen und Vorschriften überzeugen. Sie, die Karbolfeindlichen, kommen zuletzt, um sich auch für geringe Verwundungen ein wenig von dem „Wasser“, ein Stück Verbandwatte und Gummipapier zu erbitten. Und man hat nicht mehr nötig, ihnen das Fortwerfen gebrauchter Watten, wie das Auswaschen ihres Verbandzeuges, unter Androhung aller Höllenstrafen zur Pflicht zu machen.

Nur gegen das „Selbstkaufen“ haben sie noch lange eine große Abneigung. Die freiwillige, barmherzige Schwester der Dorfhäuser und Hütten wird also gut thun, fürs erste das, was sie braucht, selbst zu beschaffen.

Natürlich werden dadurch einige Kosten verursacht, doch was einem allein vielleicht zu schwer sein würde, tragen drei oder vier gewiß ganz leicht. Dasselbe gilt von der Pflege der Refonvaleszenten, der in vielen Fällen ebenso große Wichtigkeit beigelegt werden muß wie der vorangehenden ärztlichen Hilfe. Es ist ganz bequem, sich einem armen kraftlosen Dorfpatienten zu verordnen, daß er sich schonen und pflegen solle. Aber wenn der arbeitssame Mann, die unentbehrliche Mutter, denen ihr Tagewerk keine Zeit lassen wollte, krank zu sein, auch Mühe finden müssen, einigermaßen gesund zu werden, woher sollen sie das nehmen, was dem Wohlhabenderen hilft, die Folgen einer Krankheit zu verschonen, die Genesung zu beschleunigen?

Auch hier müssen viele zusammentreten, um einem zu helfen, und sie werden es thun, wenn jemand da ist, der ihr Mitgefühl anzugehen versteht. Die meisten Menschen sind eben weit weniger herzlos als bequem, und sie sprechen die Wahrheit, wenn sie sich damit entschuldigen, auf dies und jenes gar nicht gekommen zu sein. In einer früheren Bazar-Nummer (S. 118) hat sich bereits ein Artikel befunden, der eingehend über den notwendigen Inhalt einer Hausapotheke belehrt, wie sie auch für das Land maßgebend sein dürfte. Höchstens daß sich noch hinzuzufügen ließe, daß wer vielen helfen will, auch mit vielem reichlicher ausgestattet sein muß als der andere, der nur seinen eigenen oder seiner Familie Bedarf im Auge hat. Auch wird, wer mehr braucht, manches zu billigen Engrospreisen beziehen können, wie sie die Fabriken für „Artikel für Krankenpflege“ (z. B. von Cassel in Frankfurt a. M., Börnestraße Nr. 35) ihren Kunden stellen.

Auch möchte ich Ihnen, liebe Leserin, noch die Versicherung geben, daß ein guter Wein und Cognac Ihrem Medizinischen stets zur besonderen Zierde gereichen werden und beide bei ihren Kranken viel Gutes wirken können.

Abichtlich ist von dieser Stelle jede, selbst die harmloseste Anleitung zum „Kurieren“ fern geblieben. Zu leicht möchten dadurch Mißverständnisse hervorgerufen werden. Es ist unbedingt notwendig, daß Belehrung von ärztlicher Seite und mancher aufmerksame Blick ins wirkliche Leben den guten Willen begleiten.

Diese Zeilen sollen nichts weiter sein, als ein Appell an die Hilfsbereitschaft unserer Frauen, als eine Mahnung, die Augen nicht vor der körperlichen und geistigen Not des leidenden Nächsten zu schließen. Wer die Gefahren kennt, denen gerade auf dem Lande der so häufig von allen Göttern der Vernunft und der Barmherzigkeit verlassene Kranke preisgegeben ist, den werden weder Mühe, noch Verantwortlichkeit, noch Undank auf die Dauer abschrecken. Ein wegen seiner peinlichen Vorsicht und Sauberkeit am Wochenbett bekannter, bedeutender Arzt sagte einmal: „Ich würde die Aufgabe meines Lebens für erfüllt halten, auch wenn es mir nur gelungen wäre, einem einzigen Kinde die Mutter zu erhalten!“ Und gerade so wird die Frau empfinden, der das Glück zu teil wird, auch nur einen ihrer Mitmenschen vor langem Siechtum oder gar vor dem Tode retten zu helfen.

Die „Tierhundert“.

Plauderei aus dem New-Yorker Gesellschaftsleben.

Von G. J. Colbron.

(Schluß von S. 279.)

Nachdruck verboten.

Unter den winterlichen Festlichkeiten in New-York kommt der „afternoon tea“, der „Empfangsthee“, zuerst in Betracht; er bildet das Fundament des geselligen Lebens und greift jedes Jahr weiter um sich, so daß die Gefahr droht, daß nach und nach alle gemüthlicheren Feste zu gunsten dieses denkbar langweiligsten Vergnügens aufgegeben werden. Diese „teas“ können in allen Arten gegeben werden, vom einfachen „jour fix“, d. h. dem Nachmittage jeder Woche, wo die Herrin des Hauses immer daheim ist und in hübschem Hauskleid, beim glühenden Kamin, eine Tasse Thee für etwaige Besucher bereit hält, bis zum glänzenden „Empfang“, wo die Wirtin des Hauses und die Freundinnen, die sie zu ihrer Unterstützung eingeladen hat, in voller Balltoilette mit kostbaren Bouquets die endlosen Scharen der kommenden und scheidenden Gäste an sich vorbeidestrieren lassen, während im Ehsaal ein Festmahl auf dem Tisch prangt und geschäftige Kellner die Gäste bedienen, die Gläser mit Punch oder Champagner umherreichen und ein verstelltes Orchester die neuesten Tanz- oder Opernweisen erschallen läßt. Solche Feste kosten manchmal Tausende, und doch hat man eigentlich gar nichts davon, denn es gehört zum guten Ton, höchstens eine halbe Stunde zu bleiben, und da eine Dame, die irgendwo in Gesellschaft geht, selten weniger als drei oder vier solcher Empfangsthees an einem Nachmittage abzumachen hat, so kann sie nicht einmal so lange in einem Hause weilen. Die Gäste sind natürlich immer in Straßenkleid mit Hut, es kann ja mit dieser Toilette beliebiger Luxus getrieben werden, doch muß sie immer den Charakter einer Straßentoilette tragen, ohne Hut sind nur die Empfangenden.

In dieser Weise werden auch die meisten jungen Mädchen zum erstenmal den Bekannten ihrer Eltern vorgestellt. Die Debitantin trägt ein dustiges weißes Kleid, ohne allen Schmuck, steht zur Linken der Mutter, um sie herum ein Blütenkranz junger Mädchen, Freundinnen, die ihr beim Empfang der Gäste helfen. Bisweilen werden die Debitantinnen auch durch einen Ball von ihren Müttern in die Gesellschaft eingeführt, doch die meisten ziehen den Empfangsthee vor. Manche Damen geben anstatt eines zwei, drei oder noch mehr solcher „afternoon teas“ während des Winters, und je größer die Anzahl, desto einfacher sind die Arrangements. Eine beliebte Art ist es, einen bestimmten Tag der Woche einen ganzen Monat hindurch, also die Diensttage im Januar oder dergl., für die Gäste zu Hause zu sein, dann verteilt sich die Zahl der Besucher auf die vier Tage, und das Gedränge ist an keinem derselben so groß. Nur die intimsten Freundinnen kommen öfter als einmal, man hat eben zu viel zu thun und ist froh, wenn man einen Namen von seiner Familien-Verkehrliste streichen kann. Um drei Uhr nachmittags bestellt die Dame der großen Gesellschaft in dieser Zeit ihre Equipage und kehrt kaum vor sieben oder acht Uhr nach Hause, in der Zwischenzeit hat sie meist ein volles Duzend von Empfangsthees absolviert. Außerdem giebt es auch viele Nachmittagskonzerte zu besuchen, und am Sonnabend finden in allen Theatern Nachmittags-Vorstellungen statt, die jedoch schon um fünf Uhr aus sind, so daß man nachher immer noch mehrere „teas“ besuchen kann. Natürlich sind bei allen diesen Nachmittagsvergünungen die Gäste meistens weiblichen Geschlechts, erst nach sechs Uhr und am Sonnabend, wo schon an Nachmittage die Banken geschlossen werden, erscheinen die Männer; in größerer Anzahl freilich nur da, wo eine Debitantin vorgestellt werden soll. Mit Recht beliebt sind die „teas“ in den Ateliers der hervorragenden Künstler, denn hier hält die malerische Umgebung durch eine gewisse „atmosphäre de Bohême“ alle Steifheit fern und macht diese Gesellschaften zu den angenehmsten, welche die Saison zu bieten hat.

Ferner spielen eine große Rolle im gesellschaftlichen Leben die Diners, mit welchen in New-York bekanntlich ein Luxus getrieben wird, wie wohl nirgends sonst in der Welt. Ich spreche jetzt nicht von den öffentlichen Banketten, nicht von den Klub- oder Vereins-Diners, die zur Ehre eines hervorragenden Fremden oder zur Feier eines patriotischen Gedenktages veranstaltet werden, denn bei solchen Arrangements wird sehr unbilligerweise die Damenwelt stets ausgeschlossen — nein, ich spreche lediglich von den Privatdiners. Hier ist der Prüfstein für eine Dame, die in der Welt eine Rolle spielen will; vermag sie ein Diner zu geben, das bei dem vorwiegendsten Feinschmecker, bei der ermüdetsten Weltkame einen angenehmen Eindruck hinterläßt, das in Speisen, Tischdecoration, und vor allem in der Wahl und Zusammenstellung der Tischgenossen nichts zu wünschen übrig läßt, so ist ihre Zukunft in der Gesellschaft gesichert.

Frühstücke, „lunch parties“, sind auch eine beliebte Spezialität des amerikanischen Gesellschaftslebens. Sie können, wie die Diners, für sechs oder für mehrere hundert Gäste eingerichtet sein, nur nehmen ausschließlich Damen daran teil, und der „lunch“ findet bei Tageslicht, gewöhnlich um zwei Uhr nachmittags statt. Die Wirtin trägt ein hohes seidenes oder Kaschmir-Hauskleid mit langen Ärmeln; die Gäste tragen elegante Straßentoilette mit Hut, dieselbe, die sie zu den „teas“ tragen, wohin sie oft unmittelbar nach dem „lunch“ wandeln. Diese Damen-Frühstücke sind ein würdiges Seitenstück zu den öffentlichen Herrendiners!

Eine weitere Spezialität sind die Theater-Gesellschaften, „theatre parties“. In Amerika geht man nur des Amüsemens wegen ins Theater, und da man sich erfahrungsgemäß viel besser im trauten Freundeskreise als allein amüsiert, so erhebt man zwei oder drei Logen oder eine Anzahl Parkettplätze und führt die ganze eingeladene Gesellschaft mittelst Omnibusse ins Theater und zurück. Die Damen tragen zu diesen Gesellschaftsabenden so elegante Hüte wie möglich, die Herren sind im Frack, wie immer in Amerika bei den Abendgesellschaften. Gewöhnlich aber schließt sich an die „theatre party“ ein Souper, entweder im Hause der Wirtin, oder im Privatzimmer einer guten Restauration oder eines Hotels. Diese Gesellschaften sind natürlich sehr kostspielig, da in keinem guten Theater in New-York ein Sitzplatz für weniger als sechs Mark zu haben ist und die Logen entsprechend teurer sind. Da der Gast nicht einmal den Wagen, der ihn nach Hause befördert, zu bezahlen hat, so werden diese Einladungen begreiflicherweise nur selten abgelehnt.

Dann giebt es „soirées musicales“, Empfangsabende, die den Gesellschaften am Tage auf ein Haar gleichen, und endlich die Bälle! Von letzteren so viele und so verschiedenartige, daß nicht einmal alle Abarten hier angedeutet werden können. Das Gemeinsame aller „Bälle“ ist ihre Kostspieligkeit; erfordern solche Veranstaltungen keine außerordentlichen Aufwendungen, so heißen sie nur „Tanzkränzchen“ oder dergleichen. So ein „informal dance“, ein Kränzchen, wobei mehrere Familien sich zummenthun, einen Saal mieten und drei- oder viermal im Winter einen Tanzabend — „dancing class“ genannt — geben, kann schon um neun Uhr anfangen, ein richtiger Ball nie vor elf, meist aber kaum vor Mitternacht. Die Dame der großen Welt, welche jeden Tag in der Woche einen Ball mitzumachen hat, bleibt kaum länger als eine bis zwei Stunden. Von den Tausenden öffentlicher Bälle, die es in New-York in jedem Winter giebt, werden nur zwei durch die Gegenwart der „Bierhundert“ beachtet, das sind die Hauptfeste der Saison: der „charity ball“ (Wohltätigkeits-Ball), der im Opernhause stattfindet und von allen besucht wird, die in der Gesellschaft mitzählen wollen, dann der sogenannte große „Subscriptionsball“, eine ganz neue Einrichtung, bei der man aber kaum von Öffentlichkeit reden kann, weil kein Unbekannter ein Billet erhält. Früher wurden noch der Ball des Veteranenregiments (die „Alte Garde“), und der Ball, den der deutsche Klub „Liederkranz“ im Opernhause gab, von den „Bierhundert“ besucht. Alle übrigen öffentlichen Bälle sind in New-York ziemlich „gemischt“.

Der Sonntag ist in New-York vollkommen ruhig, kein Theater, kein Ball, keine „teas“, nichts als Familiendiners, oder hin und wieder ein Konzert. In die Kirche muß man gehen, das erfordert in Amerika allein schon die Rücksicht auf die Gesellschaft. Aber trotz des theatralischen Gepräges, das der Kirchgang in der fünften Avenue für den Fremden hat, ist die Frömmigkeit in New-York keine äußerliche und oberflächliche, und manches reiche Mädchen, das sich die Woche hindurch nach Kräften amüsiert, sitzt Sonntags schon um zehn Uhr in der Sonntagsschule des Armenviertels, aufrichtig bemüht, die um sie gesammelte Kinderschar zu erziehen und zu unterweisen. In der Fastenzeit, wo es Sitte ist, wenigstens zweimal die Woche zur Kirche zu gehen, halten viele reiche Mädchen Nährkränzchen ab oder gehen täglich ein paar Stunden in ein Krankenhaus, um den armen

rend der Bräutigam überhaupt keinen Trauring erhält. Eine Verlobungsfeier findet nirgends statt. Die Verlobung ist für beide Teile nicht so bindend wie in Deutschland, und eine „Entlobung“ mehr oder weniger schadet einem Mädchen nicht im geringsten in den Augen der amerikanischen Welt.

Der äußere Glanz und die innere Hohlheit des Lebens, ein ewiges Umherrennen, ein atemloses Hasten um nichts und immer wieder nichts, das sind die Kennzeichen dieses vornehmen New-Yorker Gesellschaftslebens. Das Leben ist äußerst kostspielig, und jener Rechtsanwält, der Autokrat der „Bierhundert“, mag nicht so unrecht haben, wenn er sagt, daß für einen, der mit Frau und Kindern eine Stellung in der dortigen Gesellschaft behaupten will, anderthalb Million Dollars nur „anständige Armut“ sei. Denn wie im Auftreten nach außen, so ist auch das Leben im Hause anspruchsvoll, luxuriös, drei oder vier Dienstboten reichen nur für einen einfachen Haushalt aus, in einem großen Hause sind mindestens sechs oder sieben erforderlich. Daß in einem Kreise, wo man den ausschließlichen Wert auf Außerlichkeiten legt, die Gemüthlichkeit des Lebens völlig verloren geht, braucht den deutschen Leserinnen nicht erst versichert zu werden.

Verlobung im deutschen Kaiserhause.

Nachdruck verboten.

Unser Kaiserhaus, so reich an edlem Familienglück, hat ein neues freudiges Ereignis zu verzeichnen: die Verlobung der jüngsten Schwester des Kaisers, Prinzessin Margarete von Preußen mit dem Prinzen Friedrich Karl von Hessen.



Prinzessin Margarete von Preußen.

Nach einer Aufnahme des Hofphotographen W. Höffert, Berlin, vom Jahre 1892.

Prinz Friedrich Karl von Hessen.

Nach einer Aufnahme des Photographen Th. Primm, Berlin, vom Jahre 1891.

Nekombaleszenten Erfrischungen zu reichen und aus guten Büchern vorzulesen.

Hochzeiten finden zwar zu jeder Jahres- und Tageszeit statt, aber mit ganz besonderer Vorliebe wird zu Ostern oder Anfang Oktober geheiratet. Die Hochzeiten finden gewöhnlich Dienstags, Mittwochs oder Donnerstags statt, manche um elf oder zwölf Uhr vormittags, andere um vier oder fünf Uhr nachmittags oder erst um acht Uhr abends. Die Art und Weise der Feier hat in Amerika derart den Anschein eines gut inszenierten Theaterstücks angenommen, daß manches feinfühlende Mädchen lieber ihre Hochzeit wie eine Entführung gestaltet, um ihr junges Liebesglück nicht aller Welt zur Schau tragen zu müssen. In der That macht die Hochzeitsfeier einer vornehmen Dame ganz den Eindruck des Benefizes einer gefeierten Schauspielerin. Ist die Braut reich und das Kostüm der Brautjungfern sehr kostspielig, so pflügt die Braut die Unkosten zu tragen. Auch die Brautjungfern bekommen ein schönes Geschenk, gewöhnlich einen Schmuckgegenstand, von der Braut, während sie die Bouquets von dem Bräutigam erhalten. Die Zahl der Brautjungfern ist dem Ermessen jedes einzelnen überlassen, aber sie gehen stets gleich gekleidet, oder in Farben, die zu einander passen, oder in verschiedenen Schattierungen derselben Farbe. Der Bräutigam wählt die „ushers“, das heißt vier, sechs oder acht seiner Kameraden, welche den Gästen die Plätze in der Kirche anweisen und den Zug ordnen. Ein anderer Freund des Bräutigams, der während der Trauung neben diesem steht, hat alles Geschäftliche zu besorgen. Der Zug zum Altar wird vorher wiederholt eingeübt. Sobald die Orgel den Lohengrin-Brautchor erschallen läßt, erscheint der Bräutigam mit seinem Freund und stellt sich vor dem Altar auf. Sodann kommen die „ushers“, paarweise geordnet; nach einer kleinen Pause die Brautjungfern, ebenfalls paarweise; dann die Ehrenjungfer (meist eine anerkannte Schönheit), die allein geht; endlich die Braut am Arme ihres Vaters oder nächsten männlichen Verwandten.

Bei Hochzeiten, die am Tage stattfinden, besonders im Frühling, pflügen die Brautjungfern Hüte zu tragen, am Abend sind ihre Kostüme mehr ballartig. Die Herren tragen den Frack nur am Abend, denn in Amerika erscheint vor sechs Uhr abends nur der Kellner in solchem Habit. Die Braut trägt Drangenblüten im Haar, Witwen und „späte Mädchen“ wählen in der Regel elegante Straßentouletten mit Hut als Hochzeitskostüm, da das weiße Kleid nur für die jugendliche Braut bestimmt ist.

Polterabende kennt man in Amerika nicht; reiche Bräute verjammeln bisweilen ihre Freundinnen zum Diner am Abend, da der Bräutigam den Junggesellen sein Abschiedsfest giebt. Als Verlobungsring dient meistens ein Brillantring, erst am Altar empfängt die Braut den einfachen goldenen Reif, wäh-

Die Feier der Verlobung fand in Homburg v. d. S. auf dem Schlosse der Kaiserin Friedrich statt, wo sich auch die nähere Bekanntschaft des fürstlichen Brautpaares in aller Stille vollzogen hatte. Von dem nahen Frankfurt a. M. aus, wo er sich zum Besuche seiner dort wohnenden Mutter, der Landgräfin von Hessen, aufhielt, hatte der Prinz Gelegenheit, im intimen Familienkreise der Kaiserin Friedrich zu verkehren und das lebenswürdige Wesen der jungen Prinzessin, ihre vom Vater, dem unvergeßlichen Kaiser Friedrich, ererbte Herzensgüte, ihre künstlerische Begabung und ihr Streben nach geistiger Bereicherung kennen und schätzen zu lernen.

Prinzessin Margarete steht in blühender Jugend, sie ist am 22. April 1872 im Neuen Palais zu Potsdam geboren, hat also erst vor kurzem das zwanzigste Lebensjahr zurückgelegt. Der Bräutigam, zu Schloß Panke in Holstein am 1. Mai 1868 geboren, ist der dritte Sohn aus der zweiten Ehe des verstorbenen Landgrafen Friedrich von Hessen und seiner Gemahlin, Prinzessin Anna von Preußen, Tochter des Prinzen und der Prinzessin Karl von Preußen. In erster Ehe war der Vater mit einer Tochter des Kaisers Nikolaus von Rußland verheiratet, aus welcher Ehe keine Kinder entstammten. Des Prinzen Oheim mütterlicherseits war Prinz Friedrich Karl von Preußen, von dem er, als seinem Taufpaten, auch die Namen erhielt. Der älteste Bruder des Bräutigams, der Nachfolger seines Vaters als Haupt der zur Thronnachfolge in Kurhessen einst bestimmten Seitenlinie des Hauses Hessen-Kassel, hat bekanntlich auf einer Reise nach Indien den Tod gefunden; der gegenwärtige Landgraf, fünf Jahre älter als sein jüngerer Bruder Prinz Friedrich Karl, ist ganz erblindet und sucht in der Musik Trost für sein trauriges Schicksal; die beiden Brüder sind die einzigen überlebenden männlichen Sproßlinge des früheren Kurhauses Hessen-Kassel.

Prinz Friedrich Karl von Hessen ist also gleich der Prinzessin Margarete ein Urenkelkind König Friedrich Wilhelms III. von Preußen. Junge Zuneigung, tiefe Wahlverwandtschaft schlossen ihren Herzensbund, der unter den günstigsten Auspizien zustande kam.

Erziehung zur Schönheit.

Von Ernst Schulz.

Nachdruck verboten.

Es giebt allerdings heute noch Leute, die die Schönheit für ein bloßes Gebilde der Eitelkeit halten, für ein Tüdelwerk, das nur heimlich und verstoßen gepflegt werden darf. Ja, es soll Leute gegeben haben, welche die Schönheit für sündhaft hielten, dagegen aber vor der Häßlichkeit in Entzücken gerieten. Den Griechen, die in erziehlischen und ästhetischen Dingen so oft als Muster hingestellt werden, war die Schönheit heilig, sie verehrten dieselbe namentlich, wenn sie in der menschlichen Gestalt zur Erscheinung kam; ihr Kultus kannte nichts von der „Verachtung eines sündigen Leibes“.

Der Pflege der Schönheit wurde daher auch schon von früher Jugend an eine mehr als gewöhnliche Sorgfalt zugewandt. Die Gymnastik war die Kunst, Kraft und Gelenkigkeit des Körpers zu einer harmonischen, für die Gesundheit und Schönheit möglichst zweckentsprechenden Form zur Ausbildung zu bringen. Es ist bekannt, daß die jungen spartanischen Frauen ihre Zeit in leichten Vergnügungen hinbrachten, sich den Anblick schöner Gestalten in Kunst und Natur gewährten und der Freude huldigten, weil sie der Meinung waren, daß die aufgenommenen heiteren und schönen Eindrücke schon vorzeitig ihrem Kinde den Stempel der Freude und Schönheit aufdrücken würden.

Zwei Ziele sind es besonders, die bei einer Erziehung zur Schönheit im Auge behalten werden müssen: Ausbildung und Pflege schöner Körperformen, und: Ausbildung der Bewegung dieser Formen durch geistige Kultur und Erziehung des Gemüths. Nur in dieser Doppelschönheit liegt der vollständige Reiz einer Erscheinung. Die Erziehung muß also stets zugleich eine physische und moralische sein.

Das erstere Ziel ist nur auf hygienischem Wege zu erreichen, denn Gesundheit ist die unvermeidliche Vorbedingung zur Schönheit, und alle Regeln, die uns lehren, wie wir uns ernähren, wie wir unseren Körper pflegen und selbst wie wir uns naturgemäß kleiden sollen, sind zugleich schon Regeln zur Erlangung der Schönheit. Leider läßt gerade die hygienische Seite der Erziehung bei uns in Deutschland

noch viel zu wünschen übrig. Die englische Jugenderziehung ist der unsrigen nach dieser Richtung hin weit voraus, die verschiedensten Spiele und gymnastischen Übungen im Freien füllen fast die Hälfte des Tages aus, und daran nehmen nicht nur die Knaben, sondern auch die Mädchen teil. Bei uns dagegen war es bis vor kurzem in gewissen gebildeten Familien noch herrschende Ansicht, daß es gegen Sitte und Anstand verstoße, wenn Mädchen sich ebenso unheimtummeln wie die Knaben; ja einzelne sahen darin sogar Gefährdung für die Gesundheit oder die Sittsamkeit, sprachen von Vergewandung von Kräften und Zeit behufs halbschwerer Seitentänzerkünste und dergl. mehr. Es ist neuerdings etwas besser geworden, aber immerhin wird die gymnastische Ausbildung der Jugend in Deutschland noch viel zu wenig und keineswegs in der richtigen Weise gepflegt.

Was nun nach der einen Seite hin unterlassen wird, geschieht in einer anderen Richtung zu viel, und das ist hinsichtlich derjenigen Ausbildung der Fall, die man im Gegensatz zur körperlichen die geistige nennen könnte, wenn sie diesen ehrlichen Namen verdiente. Entschieden ist der „Drill“, den man auf vielen unserer Schulen unter höherer Ausbildung versteht, nicht das Richtige und der gleichzeitigen Entwicklung eines gesunden und schönen Körpers durchaus nicht angepaßt. Wir wollen unsere Aufmerksamkeit aber insbesondere einer kleinen Fläche unseres Gebietes, die der bekannte Lichtenberg allerdings „die interessanteste auf der Erde“ genannt hat, zuwenden, nämlich dem Gesicht des Menschen.

Das Antlitz des Menschen giebt, wenn es sich um persönliche Schönheit handelt, stets den Ausschlag. Ein unschönes Gesicht stört die Reize und Vollkommenheiten der ganzen Gestalt. Ein Körper kann noch so schön, noch so vollendet in seinen Formen sein, sobald ihm durch ein schönes Angesicht nicht zugesagt der Stempel der Schönheit aufgedrückt wurde, bleibt er wirkungslos; ja, ein schönes Antlitz kann uns sogar über Unvollkommenheiten und selbst kleine Gebrechen des Körpers leichter hinwegsehen lassen. So wird denn auch schon in der gewöhnlichen Schönheitspflege fast instinktmäßig dem Gesichte die größere Aufmerksamkeit zugewandt, nicht zum mindesten freilich auch von jener „klebrigen“ Kosmetik, die durch Schminke und Puder erseher will, was Natur und Erziehung zu schaffen verfaunt haben. Es braucht wohl nicht besonders angeführt zu werden, daß wir mit dieser Art von Schönheitskultus hier nichts zu thun haben.

Daß die Erziehung von früher Jugend an gerade auf die Entwicklung der Gesichtszüge von wesentlichem Einfluß ist, dürfte wohl auch von denen zugegeben werden, die sich bisher nur beiläufig mit der Sache beschäftigt haben. Es

würde von höchstem Interesse sein, einmal — wenn es nicht ein barbarisches Beginnen wäre — folgendes Experiment ausgeführt zu sehen: ein Paar Zwillingenbrüder, die nicht nur in ihrem Aeußern, sondern auch in ihren geistigen Anlagen genau einander gleichen, müßten in früher Jugend getrennt werden; dem einen der Knaben müßte man die Vorteile einer guten und geregelten Erziehung unter gebildeten, feinfühlenden Leuten gewähren, und den anderen ohne Schule

zu erhalten und vor schädlichen Einflüssen zu schützen. Der Mensch geht nämlich keineswegs als ein häßliches Gebilde aus den Händen der Natur hervor, die Kinder sind viel schöner als die erwachsenen Leute, ein Beweis, daß den letzteren die angeborene Jugendschönheit nicht erhalten worden ist. Man ist z. B. aufs höchste besorgt, das Kind vor dem Schiefwerden zu bewahren, und wenn es krumme Beine hat, bringt man es in eine orthopädische Anstalt, selten aber kümmern sich Eltern

dicke Nasen und Lippen zu forrigieren und durch Anlegung von Bandagen, Entfernung überflüssiger Zähne u. auch störende Mißverhältnisse in der Kiefernbildung in normalen Zustand zu bringen. Interessant sind namentlich die Untersuchungen, die er über die spätere „freiwillige“ Entwicklung der Gesichtszüge angestellt hat und die in der Frage gipfeln: „ob schöne Kinder auch als Erwachsene noch schön sein werden, und ob Kinder mit weniger schönen Zügen hoffen dürfen, in den rei-



Heimweh. Nach dem Gemälde von A. Dieffenbach.

unter groben, slavischen Verhältnissen bei rohen, unzivilisierten Menschen aufwachsen lassen. Ich bin überzeugt, daß nach einigen Jahren kaum noch eine Spur von Aehnlichkeit zwischen den beiden Brüdern mehr vorhanden sein würde; und wenn sich bei ihnen im ruhenden Zustande der Züge wirklich noch eine gewisse Familienähnlichkeit zeigen sollte, diese sofort verschwinden würde, sobald sie zu lachen oder zu sprechen anfangen. Bei der Pflege der Gesichtsschönheit in der Jugend handelt es sich viel weniger um ein direktes Eingreifen, als vielmehr um die Aufgabe, die Kinderschönheit dem Gesicht

und Erzieher um die Anomalien, die in ähnlicher Weise auch im Gesicht zur Erscheinung kommen. Ein französischer Arzt, Dr. Sid, hat in den vierziger Jahren unter dem Titel „Essai de Calliplastie“ ein kleines Buch herausgegeben, in welchem er nicht nur alle Fälle anführt, in denen das Gesicht schon in der Jugend seine angeborene Schönheit einbüßen kann, sondern zugleich die Mittel und Wege erörtert, um allein durch einfache, mechanische Prozeduren dem heranwachsenden Kinde zu einer bleibenden Gesichtsschönheit zu verhelfen. Er citirt eine Reihe von Beispielen, wie es ihm gelungen ist, zu

feren Jahren dennoch zu einer gewissen Gesichtsschönheit zu gelangen?“ Er faßt das Resultat seiner Studien und Beobachtungen schließlich in folgende Sätze zusammen: „Wenn ein Kind — gleichviel ob Knabe oder Mädchen — die weichere Schönheit der Mutter geerbt hat, so werden die Züge bei ihrer späteren Entwicklung niemals zu hart markierte Formen annehmen; und wenn ein Kind nur darum häßlich erscheint, weil die der Kindheit eigentümlichen anatomischen Verhältnisse, wie das Eingedrücktsein der Nase, das Zurücktreten der oberen Augenbögen u. noch zu auffällig sind, so wird auch dann

Die Jugendzeit dem Gesicht schönere Proportionen verleihen, wenn sich diese Teile mit der Zeit von Natur weiter entwickeln. Wenn ein Kind dagegen eine gewisse Schönheit besitzt, deren Formen mehr dem reiferen Alter zukommen, so wird man allerdings befürchten müssen, daß das Individuum den Erwartungen bei der späteren Entwicklung der Züge nicht entspricht, da jene vorzeitig reifen Gesichtszüge mit fortschreitendem Alter sich zu kräftig und unangemessen entwickeln. — Eltern und Erzieher werden hieraus die Lehre ziehen können, daß es sich nicht empfehlen wird, Kinder mit solchen vorzeitig älteren Zügen durch die Erziehungsweise auch noch altklug zu machen, denn in der Regel findet man, daß ein Kind, welches keine kindlichen Züge mehr hat, auch der kindlichen Art ermangelt und mehr zu einem Benehmen der älteren Leute hinneigt.

In einem gewissen Alter fangen sehr viele Kinder an Gesicht zu schneiden, teils aus Gewohnheit, teils aus Uebermut, zum großen Teil aber auch aus Unbeholfenheit und Mangel an Herrschaft über ihre Gesichtsmuskeln. Man beobachtet nur einmal Kinder, wenn sie etwas mit der Schere schneiden, oder anfangen zu schreiben oder zu zeichnen; nicht nur der Mund, sondern oft das ganze Gesicht macht da jede Bewegung ihrer Handlungen mit. So unschuldig diese Mimik der Kleinen nun auch erscheinen mag — ja, manche Eltern amüfieren sich sogar darüber — so bleiben doch gar zu leicht Spuren davon in den konstant werdenden Zügen zurück. Maria Theresia, die bekanntlich eine außerordentlich sorgsame Mutter war und die Erziehung ihrer Kinder selbst leitete, sagt in einer, die Prinzessin Maria Josepha betreffenden Vorschrift wörtlich: „Auf die Stellung ihres Körpers soll man wohl achten, auch auf die Grimassen im Gesicht.“ Es war der hohen Frau also bekannt, daß auch das Gesicht der erziehlischen Ueberwachung bedarf.

Man muß sich das Gesicht des Menschen in seiner Jugend einmal als einen plastischen Thon denken, dem zugleich eine Bildung von außen und eine Bildung von innen nach außen zugeführt werden kann. Die von geschickter Hand geleitete äußerliche Bildung wird dem Antlitz schönere Formen verschaffen, die Bildung von innen heraus dagegen diesen Formen einen schönen Ausdruck geben. Wie steht es nun mit dieser seelischen Bildung? Man kann freilich die Seele weder sehen, noch hören, aber man kann sie indirekt in den Zügen des menschlichen Angeichts wahrnehmen. So sagt auch schon Lichtenberg: „Wir können nichts von der Seele sehen, wenn sie nicht in den Mienen sitzt. Gesicht und Seele sind wie Silbenmaß und Gebanten.“

In betreff dieser das Gesicht nicht nur verschönenden, sondern zugleich veredelnden, seelischen Bildung — oder sagen wir lieber gleich Gemütsbildung — läßt nun die heutige Erziehungsweise recht viel zu wünschen übrig. Die moderne Erziehung sucht dem Kinde so schnell als thunlich möglichst viel Wissen einzupflanzen. Dabei wird namentlich dem Mädchen schon in früher Jugend jener Schmelz abgestreift, ohne den eine jungfräuliche Schönheit undenkbar ist: die Naivität, jene „Kindlichkeit des Herzens“, deren Ausdruck sogar auch ein bejahrtes Frauengesicht, wenn es Anspruch auf Schönheit machen will, nicht ganz entbehren kann. Diese gewalttätige Vernichtung des Jugendreizes wird sehr treffend in folgender Epigone aus Charles Dickens Leben gekennzeichnet. Dickens, der große Humorist und Menschenfreund, befand sich eines Tages zum Besuch bei einem Bekannten auf dem Lande. Man kam auf ein Lieblings Thema des großen Schriftstellers, auf die Erziehung der Kinder zu sprechen. Der Freund des Dichters, ein Mann von sehr strengen Grundsätzen, behauptete, daß die erste Regel der Erziehung sein müsse, die Phantasie der Kinder zu töten, und daß man ihnen keine Märchen und Wundergeschichten erzählen solle, damit sie sich frei von Vorurteilen entwickeln könnten. Dickens antwortete nichts, aber ein feines Lächeln spielte um seinen Mund. Am offenen Fenster stehend, ergriß er einen Schmetterling, dessen Flügel in den schönsten Farbennuancen prangten. Er strich mit seinem Finger den prachtvollen Staub weg, welcher die Schmetterlingsflügel färbte und gab dann dem Insekt die Freiheit wieder. „Aber, lieber Freund,“ rief ihm der Landmann zu, „was thun Sie denn da? Das ist ja eine Barbarei!“ — „Keineswegs,“ versetzte der Dichter, „ich wollte nur Ihre Prinzipien anwenden, indem ich dieses Geschöpf von einem Schmutz befreie, der ja total überflüssig ist.“

Es wird dem Kinde durch eine solche Erziehung oft nicht nur seine Jugend vernichtet, sondern in seinem Charakter zugleich ein mißlicher Zustand geschaffen, der gar bald auch in der Physiognomie zur Erscheinung kommt. Sehen wir doch unter den jungen Mädchen so häufig Gesichter, die bei aller Regelmäßigkeit der Form und tadellosem Teint einen nicht-jugendlichen, bläulichen Ausdruck haben. Dazu gesellt sich häufig noch ein anderer störender Zug: ein angenommener Ausdruck von Vornehmheit, eine konstant gewordene Hochmutsminne, so plump oft, daß kleine Kinder sie nachzuahmen vermögen.

Darum zurück zur Natürlichkeit! Etwas weniger Lernen und etwas mehr Lustigen Sinn! Die Kinderseele hat noch nicht die Kraft, sich von selbst aus äußerer Not zum Frohsinn zu erheben; wo aber der Frohsinn fehlt, da giebt es auch keine fröhlichen und — keine schönen Gesichter. Nur „ein fröhliches Herz macht,“ wie schon der weise Salomo in seinen Sprüchen sagt, „ein fröhliches Angesicht.“ In dieser Art von Erziehung zur Schönheit liegt für das spätere Leben des Menschen zum Teil auch — das Geheimnis der Verjüngung.

Stumm und beredt.

Stumm hab' ich manch Leid getragen,
Das im Innern mir gereift;
Aber immer muß ich's sagen,
Wenn das Glück mich leicht gestreift!

Dunkle Schatten kannst du tragen
Tief verborgen, Menschenherz —
Deine Freudenflammen schlagen
Tubelnd immer himmelwärts!

B. L. Armstrong.

Pariser Modebrief.



20. Juli.

In verschiedenen Modenblättern stand kürzlich eine angeblich aus Paris stammende Nachricht, daß man in diesem Sommer ausgeschnittene Taillen auf der Straße tragen würde. Angenehm wär's schon in den heißen Tagen, aber wer die Pariserinnen kennt, der hat wohl gleich ungläubig den Kopf geschüttelt. Wie? Die Damen tanzen bei den garden parties mit dem Hute auf dem Kopf? Und auf der Straße sollte man die Schultern entblößt zeigen? Wir sind längst durch den Sommerwendekeis der Toilette gegangen, welcher durch die drei Punkte: Blumenfest im Bois, Rennen in Auteuil und Grand prix festgelegt wird. Bei diesen verschiedenen Gelegenheiten glühte die Sonne mit unverwüthlicher, ewig jugendlicher Kraft, aber vergeblich haben wir uns nach einer Decollettoilette umgesehen.

Doch ist es nicht absolut vorgegeschrieben, den Hals mit einer engen hohen Garnitur zu versehen. Wer einen schönen Halsansatz hat, darf ihn zeigen, und es ist gestattet, den Ausschnitt der Taille rund herum so tief zu halten, daß dieser sichtbar wird. Hiervon aber bis zur sogenannten ausgeschnittenen Taille ist denn doch noch ein gewaltig weiter Schritt.

Auch ist, was wir vor einiger Zeit schon an dieser Stelle bemerkten, der kurze Ärmel hochmodern, und zwar nicht nur der Ellenbogenärmel, der mit einem Volant endigt, sondern ein kurzer, bauchiger Puffärmel, der mit einem glatten Bündchen den Oberarm über dem Ellenbogen fest umschließt. Die Handschuhe werden zu diesen Ärmeln derartig lang getragen, daß sie unter dem Ärmel endigen und dadurch den Arm vollständig bedecken. Diese ballonartigen Ärmel, die das auffälligste Merkmal der heutigen Mode bilden, werden häufig, der Sommeraison zum Trost, aus Sammet getragen und andersfarbig als das Kleid gehalten, gleichviel ob die Toilette aus Seide, Crêpe, Batist, Linon oder Seidenmuffelin gefertigt ist. Und welche Farbenpracht dokumentiert sich in den Ärmeln!

Die Lieblingsfarbe der Saison ist entschieden gelb, und zwar vom hellsten Kanariens- bis zum dunkelsten Drangegelb. In Sammet wird der gelbe Ton gemildert, und es nehmen sich die Toiletten aus cremeweißem Crêpelisse und Linon mit Ärmeln, sowie mit breitem, gezogenem Niedergürtel und faltig gehaltenem, hohem Kragen aus gelbem Sammet überaus düstig aus. Nach Gelb dürfte Grün, dann Heliotrop und Rot rangieren. In den Farbenzusammensetzungen von Sammet-Changéant wird fast täglich Neues erfunden. Ganz entzückend ist z. B. folgende schwarz und rosa Toilette. Den Rock aus schmalgestreiftem, schwarzem Pékiné begrenzt am unteren Rande ein schräger Sammetstreifen, der mit kleinen, schwarzen Kojetten zusammengehalten wird; der Sammet rosa und schwarz changéant ist von ganz eigentlicher Wirkung. Das durch schwarze Faisgallons begrenzte und gehaltene Mieder ist aus feingefältestem Crêpelisse, der hinten lose herabhängende Schawl aus gleichem Material. Der obere Teil der Taille besteht aus schwarzem Pékiné, die Ärmel aus changéant Sammet.

Sehr gern wählt man selbst zu den elegantesten Toiletten die Taille andersfarbig und aus anderem Stoff als den Rock. Allerliebste sind die hellbeidenen Kleider mit Crêpelisse-Taillen, z. B. eine Toilette aus hellem, grau gestreiftem Taffet mit Passanterie aus grauer Seide, mit Perlmutterfädeln und Stahlperlen benäht. Das Schulterstück und die Ärmel sind aus Seide, während die Blusentaille aus hellem, fast weißem, feingefältestem Crêpelisse auf rosa Futter gefertigt ist. Besonders elegant wirkt die Ärmelform, bei welcher ein sehr enganker Ärmel unter der Puffe endigt und somit den langen Handschuh ersetzt. Sehr en vogue sind auch Mullkleider mit eingestickten Tupfen. Man trägt sie in Weiß sowohl als in Hellgelb und bezieht sie gern mit schwarzem Sammet. Sehr geschmackvoll ist z. B. eine Toilette aus weißem Mull mit hohem Mieder aus grober, mit Goldfäden durchwirkter éeru Spitze. Bretelles und Ärmelbund der großen Puffärmel, die mit uni Mull gefüttert und somit halburchichtig sind, bestehen aus schwarzem Sammet. Von der Puffe fällt auf den Arm eine éeru-farbene, mit Goldfäden durchwirkte Spitze tief herab.

Ganz besonders chic wirkt eine durch seine Einfachheit auffallende Toilette aus didem, gelbweißem Piquestoff. Der ganz glatte Rock ist im Schnitt eines tailor made-Kleides gefertigt. Ähnlich die lange Jacentaille hinten anschließend mit Westeneinsatz und Spitzenjabot. Die Rückenmaße jedoch von der Taille abwärts, um die untere Weite zu ergeben, stark geschrägt, anstatt mit untergelegter Falte versehen. Die Ärmel oben sehr bauchig, am unteren Arm eng anschließend. Der Kragen in großen, tiefen Vollsätzen auf die Schulter fallend. An Paniers oder Raffungen der Röcke ist, wie wir sehen, noch nicht zu denken, wir nähern uns im Gegenteil immer mehr den strengen Linien des Directoire und Empire, und man spricht davon, im Winter die Kostüme der Kaiserin Josephine wieder anzunehmen. Um die Form der Taille kürzer erscheinen zu lassen, ohne sie jedoch ganz zu verhüllen, werden, vom unteren Rande des langen Schulterstücks oder der Mitte der Brustfalte ausgehend, lose herabhängende, fein gefaltete Crêpelisse-Schawls getragen, die bis auf die Knie oder bis zum Saum des Rockes herunterfallen. Diese lose herabhängenden Stoffteile ersetzen den Umhang und sind zu jeder Toilette beliebt, werden aber stets nur aus ganz leichten, meist glatten Stoffen gefertigt, die am unteren Rande wohl mit einer Spitze besetzt werden können.

Die Form der Hüte bleibt entschieden die flache mit breiter Garnitur. Ganz neu ist die Pierrotform aus feinem, weißem Manilastroh. Die große Krempe bedeckt meist eine breite, echte Duchejesspitze, die über den Rand leicht herunterfällt; steife Federn bilden den Schmuck hinter der vorn aufgebogenen Krempe, in deren Mitte eine kleine farbige Kojette, zur Toilette passend, angebracht ist. Ganz Directoire ist ein Hut aus hellem Stroh, winzig kleinem Kopf und breiter, runder Krempe. Zwei große Straußfedern, eine gelbe und eine weiße, fallen, die eine nach vorn, die andere nach hinten, auf die Haarfrisur.

Ch. d. f.

Aus dem Frauenleben.

—h. Der Vaterländische Frauenverein umfaßt zur Zeit 777 Zweigvereine; der „preussische Verband“ allein verfügt über 10 Pflege-Institute, 75 Krankenhäuser und 627 Pflegerinnen.

— Der Weimarer Verein „Frauenbildungsreform“ wird seine diesjährige Generalversammlung in der Zeit vom 16. bis 19. Oktober in München abhalten. Ein Vorstandsmitglied dieses Vereins, Frau Dr. Kerstbaum, Leiterin einer Augenklinik, hatte unlängst eine Audienz bei dem österreichischen Minister für Bosnien, Herrn von Kalfay, der bei dieser Gelegenheit den Wunsch aussprach, für die mohammedanische Frauenwelt Bosniens noch mehrere weibliche Ärzte anzustellen.

— In Wien fand am 21. Juni in der protestantischen Kirche in der Dorotheengasse die Vermählung der Komtesse Marguerite Mathine Hoxos mit dem Grafen Herbert Bismarck statt. Die liebliche Braut trug ein weißes schweres Seidenkleid mit langer Schleppe, die als einzigen Schmuck Margueriten in Silberstickerei aufwies; hochschleifende Taille aus einem Niederleibchen aufsteigend; in dem üppigen blonden Haar eine brillantengeschmückte kleine Grafenkrone, von einem hochgeschlossenen vollen Kranz aus Myrten und Orangensblüten überragt, um den Hals eine funkelnde Brillantenkette, der lange Schleier, der das Gesicht und die ganze Gestalt verhüllte, stieß bis auf die Schleppe nieder. Nach dem Festmahle im Palais Passy traten die Neuvermählten eine Hochzeitsreise in die Schweiz an. — Am 4. Juli fand in Tegernsee die Vermählung der Herzogin Amalie von Bayern mit dem Herzog von Wrad statt. — In Berlin vermählte sich die Hofschaupielerin Pauline Conrad mit dem Redakteur Dr. Paul Schlenker; in Wien die bekannte Soubrette Frau Palmay mit dem Grafen Kinsky.

— Der Berliner Malerin Frau Wilma Parlaghy wurde von der Jury des Pariser Salons eine goldene Medaille zuerkannt.

—h. Der geschäftsführende Vorstand der „Deutschen Frauenabteilung bei der Weltausstellung in Chicago 1893“ macht wegen der Verschiedenartigkeit der Interessen, die auf der Ausstellung zu vertreten sind, die Namen und Adressen der Damen, welche den Sonderkomitees präsidieren, bekannt. Es sind dies für Kunst: Fr. von Keubell, Berlin, Königgräberstr. 31; Kunstgewerbe: Fr. Lobedan, Berlin, Hafenspl. 5; Kunsthandarbeit: Frau Professor Kofelowsky, Berlin, Schönbergerstr. 9; Abtheilung für industrielle Thätigkeit: Frau Schepeler-Lette, Berlin, Königgräberstr. 90; Schriftstellerei: Frau E. Bely, Berlin, Maassenstr. 14; Unterrichtswesen im allgemeinen: Fr. Helene Lange, Berlin, Schöneberger Ufer 35; Fortbildungsschulen (insbesondere für die erwachsene weibliche Jugend): Frau Präsidentin Henjste, Berlin, Genthinerstr. 18; Abtheilung für wirtschaftliche Ausbildung, Volkstücken, Dienstbotenanstalten: Frau Lina Morgenstern, Berlin, Groppestr. 5; Abtheilung für Vereinsthätigkeit zur Linderung der Not, Krankenpflege, Hyle u. s. w.: Frau Dr. Tiburtius, Berlin, Friedrichstr. 203; Abtheilung für Kinderpflege und Erziehung, Kindergärten, Waisenschulen, Ferienkolonien: Frau H. Schrader, Berlin, Steglitzerstr. 68. Zur Ausstellung gelangen: einige der vollendeten Werke von Frauenhand; ferner eine Bibliothek von Büchern weiblicher Autoren; ein Musterkindergarten; harnförmige Liebeswerke, durch statistische und beschreibende Notizen und Zeichnungen dargestellt; historisch merkwürdige Kostüme, Geschmeide, Juwelen, alte Spitzen, Fächer u. a. Die Kosten sind von den Ausstellerinnen selbst zu tragen, Plagiate wird nicht erhoben; Transport- und Versicherungskosten sind wesentlich ermäßigt. Bei hervorragenden Ausstellungsgegenständen, bei denen die Ausstellerin selbst keinen Nutzen hat, besonders aus unterrichtlichem und philanthropischem Gebiete wird auch vom deutschen Zentralkomitee ein Zuschuß gewährt. Alle Anfragen sind an die oben genannten Damen (die Präsidentinnen der Sonderkomitees) oder an eine der Damen des Zentralkomitees zu richten: Frau Jenny Ush in Breslau, Gräfin Butler-Heidhausen in München, Frau Flora Baum in Danzig, Frau P. Bohn in Königsberg i. Pr., Fr. Auguste Förster in Kassel, Frau Henriette Goldschmidt in Leipzig, Frau Hedwig Heyl in Charlottenburg, Frau Kettler in Weimar, Fr. Mathilde Kammer in Bremen, Frau Kooper-Housselle in Jöpringen in Baden, Frau Anna Simson in Breslau, Frau Teblée in Frankfurt a. M., Frau Mathilde Weber in Tübingen.

—h. Die von der städtischen Lehrerin Fr. Amalie Reich in Berlin ins Leben gerufene Kunstschneiderschule für Frauen wird zur Zeit von 300 Schülerinnen besucht. Das Erlernen der Schneiderei erfordert keine weiteren Vorkenntnisse. Der Kursus dauert 3 Monate, und es wird in dieser Zeit Kerbschnitt, Blumenschnitt und Ausgründung gelehrt. Wirkungsvoll ist besonders die Anwendung des altnordischen Drachenschnitts, wie er sich aus Ornamenten der Kirchen von Stockholm, Upsala, Drontheim u. a. ergibt. Für auswärtig wohnende Damen giebt das Institut „Lehrbriefe“ mit Mustertafeln heraus. Der Besuch der „Schneiderschule“ findet Dienstags und Freitags von 4—7 Uhr in den Räumen der Elisabethschule, SW., Kochstr. 65, statt. Das Honorar beträgt für den Kursus 20 Mark, für die Ausbildung zur Lehrerin der Kunstschneiderei 50 Mark. Meldungen sind an die Leiterin der Schule, Fr. A. Reich, SW., Lichterfelberstr. 5, zu richten.

—h. Das Augusta-Viktoria-Stift zu Hedderheim bei Frankfurt a. M., von Frau Generalin von Herget begründet und im Jahre 1890 eröffnet, bietet unbemittelten, alleinstehenden Frauen aus besseren Ständen ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses und engeren Vaterlandes eine Arbeits- und Zufluchtsstätte. Zur Zeit wird das gesund und schön gelegene Stift von 20 Damen bewohnt, die monatlich 40 bis 80 Mark für Wohnung, Beköstigung, Heizung und Bedienung zahlen. Leider ist der Fonds für Freistellen noch zu gering, so daß bisher nur eine Freistelle vergeben werden konnte. Zweigvereine, wie z. B. der in Bonn unter dem Protektorat der Frau Prinzessin Viktoria von Schaumburg-Lippe bestehende, veranstaltete im vergangenen Jahre einen Bazar, durch dessen Ertrag die Erbauung eines zweiten Stiftshauses ermöglicht wurde. Nähere Auskunft über das „Augusta-Viktoria-Stift“ erteilen Fr. Luise von Wobungen, die Leiterin der Anstalt, sowie Frau Generalin von Herget in Bonn, Dehenstr., Frau Staatsanwältin Uhes in Frankfurt a. M. und Fr. Eveline von Wilmann in Bad Kreuznach, Salinenstr. 70.

1. In Nebraska (Nordamerika) giebt es eine Anzahl von Frauen, welche als County-Schulinspektoren fungieren, und zwar meistens in den spärlich besiedelten Gegenden der Grenze, wo die Amtspflichten viel mehr Mühe, Thätigkeit und Aufopferung erfordern als in den bevölkerten Bezirken.

1. Kate Douglas Wiggin hat den ersten der 56 gegenwärtig in San Francisco blühenden Kindergärten gegründet, und von ihr sind auch die Anregungen zur Stiftung derartiger Anstalten in Britisch Kolumbien, auf den Sandwich-Inseln, Neuseeland, in Australien und Japan ausgegangen. Zur Beschaffung der Mittel für die Durchführung ihrer Pläne schrieb sie die Erzählungen „Patsy“ und „The Bird's Christmas Carol“, welche großen Absatz fanden und reichen Erlös brachten. Ihre eifrigste Mitarbeiterin in San Francisco ist Mrs. Cooper, die allein dort 16 Kindergärten angelegt und zu diesem Zweck im Zeitraum von 12 Jahren Beiträge in Höhe von 260 000 Dollars aufgebracht hat.

1. Eine Japanerin, Frl. Ume Tsuda, die gegenwärtig auf der pennsylvanischen Frauen-Universität Bryn Mawr studiert, sammelt Gelder zu einem Stipendium für Japanerinnen, die sich in Amerika als Lehrerinnen für ihre Heimat ausbilden wollen. In Japan sind die höheren Lehranstalten dem weiblichen Geschlecht bisher verschlossen.

1. Miss Hayden, die Architektin des Frauenpavillons der kolumbischen Ausstellung in Chicago, ist von Geburt eine Chilenin. Das Damenrektorium der Ausstellung wird ein großes Hotel für allein reisende Frauen errichten, welche Chicago besuchen. Der Plan dazu rührt von Mrs. M. B. Garje her; das Hotel, das nach spanischer Art einen großen Mittelhof einschließen soll, ist für 5000 Personen berechnet, und ein Zimmer mit Bett, Licht u. s. w. wird täglich nur 30 Cents (circa 1 Mark 20 Pfennig) kosten. — Auch das Gebäude für Arkanjas auf der Chicagoer Ausstellung wird von einer Frau erbaut: Miss Jane Longborough, deren Entwurf angenommen worden ist und unter Leitung der Künstlerin zur Ausführung gebracht wird. Sie hat den Notostil gewählt, wie er im 17. Jahrhundert in Frankreich herrschte, weil die ersten Ansiedler von Arkanjas Franzosen waren. Vor dem Pavillon wird ein Springbrunnen spielen, errichtet aus den vielfarbigsten Kristallen, die in Hot Springs, dem berühmten Bade jenes Staates, vorkommen.

1. Totenschau. In Berlin starb Frl. Auguste Kampmann, ehemalige Erzieherin am dänischen Königs Hofe; in Nancy Frl. Virginie Maubais, die älteste Lehrerin Frankreichs, geb. 3. August 1797 und seit Jahrzehnten Disziplin des öffentlichen Unterrichts.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „August“.

Fig. 1. Promenadenkleid aus Kreppstoff und Tuch. Das höchst eigenartige, sehr chic aussehende Kleid ist in Pringsform gefertigt, in ganzer Länge mit Seidenfutter versehen und in der vorderen und hinteren Mitte je durch eine breite, aufgesetzte Falte vervollständigt; diese deckt vorn den Schluß und wird dahinter durch den Gürtel gehalten, während letztere hinten (siehe die nebenstehende Rückansicht) unterhalb der Falte fortzuleiten ist. Den unteren Rand des Kleides begrenzt ein breiter Saum aus hellem Tuch, der mit einer schmalen Goldborte aufgesetzt wird. Der Stehragen und die breiten Manschetten sind aus gleichem Stoff gefertigt und, wie ersichtlich, mit Goldborte verziert. Der mit Golddruck versehene helle, breite Ledergürtel wird vorn durch seidene Plattschürze zusammengehalten, welche mit Nesselstiften abschließen.



1.

Fig. 2. Kleid aus Seidengrenadine und Spitze. Für das elegante und hübsche, reich mit Spitze verzierte Kleid hat man den Rock aus Seidengrenadine mit einem selbständigen zweiten Rock aus schwarzem Seidenstoff versehen, der nach neuer Form, unten 228 Cent. weit geschnitten und nur am oberen Rande mit erstem verbunden ist. Den unteren Rand des Rockes begrenzt eine 5 Cent. breite Plüschfrisur; innen garniert denselben eine 10 Cent. breite, ausgezackte Frisur. Der obere Rock aus Grenadine ist 274 Cent. weit ungekollert hergestellt und, wie ersichtlich, mit einer 12 Cent. breiten, abwärts gefeierten, sowie mit einer 7 Cent. breiten, hochstehenden, schwarzen Spitze garniert, deren Ansatz eine 7 Cent. breite eingekräuselte Rüsche aus Grenadine deckt. Der Rock ist oben, vorn und an den Seiten wenig, hinten dichter eingereicht und unten auf dem Seidenrock mit einigen Stichen festgeheftet. Am oberen Rande hat man beide Röcke nach der vorderen Mitte hin etwas spitz ausgekollert und durch einen gefalteten Spitzengürtel begrenzt; letzterer ist aus zwei je 10 Cent. breiten, an der geraden Seite miteinander verbundenen Spitzenenden gefertigt, am unteren Rande mit einer 4 Cent. breiten Grelotbordüre aus Zett begrenzt und hinten unter einer Spitzenschleife mit langen Enden geschlossen. Die Schleife ist aus 36 Cent. breiten, an ihrer geraden Seite zusammengehäkten Spitzenenden gefertigt. Die Taille hat man vorn und hinten je mit einem mit Perlküll überdeckten Einsatz von farbigem Atlas verbunden, dem sich die faltig arrangierten Vorder- und Rückenteile aus Seidengrenadine anschließen. Den Ansatz der letzteren deckt je eine 25 Cent. breite Spitze, die, auf der Achsel ein Köpfchen stehend, dicht eingereicht und im übrigen stark auflegend, je am Querrande in dicke Falten gelegt ist (siehe auch die Vorderansicht). Den Stehragen aus Atlas überdeckt Perlküll; die Kermel hat man mit einer Grelotbordüre aus Zett verziert und die Taille vorn mit Haken und Dejen geschlossen.



2.

Bezugquelle der Modelle: Berlin, Gerson u. Comp., Werderstraße; Fig. 1; Bonwitt u. Littauer, Behrenstr. 26; Fig. 2.

Jagdanzüge.

(Hierzu die Abbild. S. 291.)

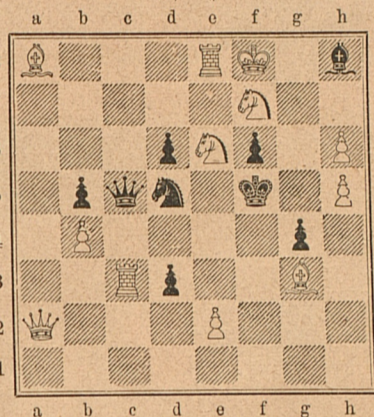
Diejenigen unserer Leserinnen, welche mit den Herren die Jagdlebensart teilen und mit diesen durch Wald und Flur dem edlen Wild nachjagen, müssen sich auch entschließen, von der gebräuchlichen Form der Damenkleider abzuweichen und mehr eine solche, der Männerkleidung ähnliche, wählen, welche die freie Bewegung nicht hemmt. Hierfür eine geeignete praktische Vorlage zu bringen, soll unsere heutige Aufgabe sein, und wir verbildlichen daher neben dem mit Fig. 1 dargestellten Jagdanzug für Herren, mit Fig. 2 einen solchen, zweckentsprechenden für Damen. Beide Anzüge sind aus wasserdichtem, wetterfestem Lodenstoff gefertigt. Der Anzug für Herren besteht aus weiten, plüderartigen Weinkleidern, denen sich aus gleichem Stoff gefertigte Gamaschen anschließen, über welche braune Ledergamaschen getragen werden. Die vorn und hinten in Talfalten geordnete Toppe ist mit Passenteilen verbunden und vorn mit Knopfschluß versehen. Ein Ledergürtel umschließt die Taille. Eine Mütze aus Lodenstoff, sowie eine Patronentasche und ein Rucksack vervollständigen die Ausrüstung des Jägers. Der Jagdanzug für Damen Fig. 2 besteht gleichfalls aus einem Plüderweinkleid, über welches ein kurzer faltiger Rock getragen wird; letzterer ist 60 Cent. lang, 300 Cent. weit, vorn in eine 16 Cent. breite Talfalte, im übrigen in Plüschfalten gelegt und mit einem breiten Gürtel aus Atlas verbunden. Die mit einem Passenteil gearbeitete, faltige Bluse ist, wie ersichtlich, in Talfalten arrangiert, vorn mit Knopfschluß versehen und durch einen Patronengürtel zusammengehalten. Gamaschen aus Lodenstoff und ein Hut aus Filz, mit Spielhaarnadeln geschmückt, sowie eine Umhängetasche aus Leder, die zur Aufnahme verschiedener Gegenstände bestimmt ist, vervollständigen den Anzug.

Bezugquelle der Modelle: Berlin, H. Hoffmann, Friedrichstr. 50.

Schach.

Aufgabe Nr. 318.

Von H. E. Ribson Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

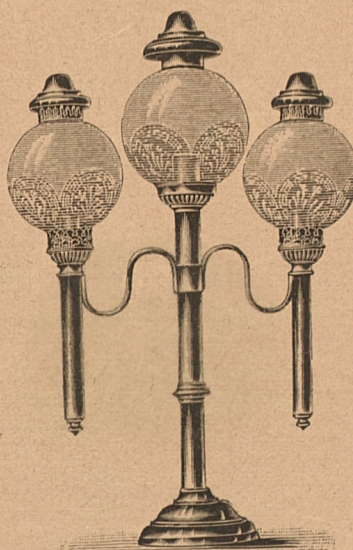
Auflösung des Rätsel-Distichs Seite 260. Weinsberg, Weinberg.

Französisches Buchstabenrebus.

Lance OR * OR * OR
Lance OR
Lance OR * OR
Lance OR
Lance OR * OR * OR
Lance OR

Wirtschaftsplaudereien.

Vernickelter Gartenleuchter für drei Kerzen. In dem nebenstehend abgebildeten Leuchter fähren wir unseren Leserinnen ein neues Gartengerät vor, welches zweifellos an schönen Späthommerabenden treffliche Dienste leisten wird. Der Leuchter ist für drei Kerzen eingerichtet, und zwar sind zwei dieser Lichthalter mittelst kleiner, geschweifener Arme an dem oberen Teile des Ständeres befestigt. Die Gartenleuchter älteren Systems waren meist nur für eine Kerze bestimmt, deren Licht indessen nicht immer genügt, und zum Aufstellen mehrerer einzelner Leuchter fehlt es meistens an dem nötigen Platz. Die Kerzen werden an dem neuen Gartenleuchter, wie bei den Wagenlaternen, durch eine in den Köhren befindliche Feder um so viel, wie sie herunterbrennen, langsam nach oben geschoben, und nur der Docht ragt aus der Fassung des Lichthalters hervor, sobald ein vorzeitiges Abschmelzen oder Herunterträufeln des Stearins vermieden wird und die Kerzen nur parham verbunden. Vor dem Winde und dem Luftzuge sind die Flammen durch feine geschlossene, mit vernickelten Schutzklappen versehene Glasglocken geschützt. Der neue Gartenleuchter ist aus vernickeltem Metall gefertigt; er steht sehr elegant aus und spendet ein ruhiges, helles Licht, bei dem sich bequem lesen oder eine Handarbeit verrichten läßt. Er ist circa 68 cm hoch und kostet Mk. 21. Auch für eine Kerze wird der Leuchter in gleicher Ausführung hergestellt und ist absonn mit einer praktischen Vorrichtung zum Herunterziehen der Glocke beim Anzünden versehen; der Preis hierfür beträgt Mk. 7.50.



Bezugquelle: Magazin des Königl. Hoflieferanten E. Cohn Berlin SW Leipzigerstr. 88.

Korrespondenz.

Wäsche, Garderobe und Schmuck. Th. C. Dortmund. Zum Kräfteln von ausgegangenen Straußfedern bedienen Sie sich zweckmäßig eines Kräftelmessers. Man zieht dann vorsichtig jedes einzelne oder einige wenige Fiederchen der Feder zwischen dem Messer und dem Daumen durch, worauf sie sich nach der Messerseite zu umwölben. Möglichenfalls thut auch ein Dichtmesser, ein schmales Falzbein u. s. w. die gleichen Dienste.

S. v. S., Wien VII. Derartige Stoffe lassen sich mit Gallseife oder Quillabodung reinigen, vielleicht erhält erstere die Farbe noch besser. Wird auch damit die Farbe blässer, so muß sie schon sehr schlecht sein. Etwa vorhandene Fettflecken sind vorher mit Benzol zu entfernen, aber vorsichtig reiben, nicht eintauchen, sonst giebt es wolkige Mänder! — Auch Glacehandschuhe wäscht man durch Abreiben mit Benzol.

Frl. M. Gelbert. Um aus dem weißen Seidenkleide die rote Fußbodenfarbe zu entfernen, ist die Art der Farbe zu berücksichtigen. Delfarbe und Bohnermasse läßt sich durch Abreiben (seuergefährlich, nicht amichte!) mit einem Gemische von reinem Terpentinöl und Petroläther (oder Mether) mittelst eines Flanelllappchens beseitigen. Ist die Farbe wasserlöslich, so wird Ihnen eine Quillavarindenabkochung, der ein wenig Salmiakgeist (höchstens 1/10 zugefügt ist, dienen. Immer aber wollen Sie erst an einer unsichtbaren Stelle versuchen. (Die Quillavarindenabkochung von A. Esillag ist völlig wertlos, aus welchem Grunde wiederholt von den Behörden davor gewarnt wurde. Gegen allerlei Unreinigkeiten der Gesichtshaut werden Kummereis und ähnliche Waschwässer empfohlen, Vorschriften dazu brachte der „Bazar“ wiederholt. Noch wirksamer sind schwache Sublimatlösungen, doch müssen Sie sich solche, weil dieselben giftig sind, von einem Arzte verordnen lassen.) — Achat ist ein Gemenge von Chalcodon, Quarz, Zapis u. s. w.

Th. Br. in Wien. Die Entfernung der Tintenflecke erfordert zwar je nach Art der Tinte eine besondere Behandlung, meist gelingt es indessen schon mit etwas Citronen- oder Weinsäurepulver, das man auf den angefallenen Fleck streut, ein wenig reibt und dann gut ab-, beziehentlich auswäscht. Klebsalz erfüllt den Zweck nicht besser und ist überdies giftig.

Frl. Dr. W., München. Um Kleider u. s. w. vor Werten zu schützen, empfiehlt es sich, sie mit einer Lösung von je einem Teil Naphthalin und Kampfer in 100 Teilen Benzol möglichst von der Rückseite mit einer Strichflache gehörig einzusprenken. Sehr empfindliche dünne Stoffe erfordern besondere Vorsicht. Auch kann man das Innere der Schränke und Aufbewahrungsbekälter mit dieser Lösung benehnen. Das Einsprenken darf nie bei Licht geschehen, da die Benzoldämpfe, welche sich übrigens rasch verflüchtigen, sehr feuergefährlich sind.

Frl. S. B. 28. Farbseide aus Tuch mit Karbolsäure zu entfernen, ist ganz unswemäßig, da die scharfe Säure das Zeug stark angreift. Schwächer wirkende Säuren, wie Citronen- oder Weinsäure, sind besser anwendbar, doch richtet es sich nach der Art der Färbung, ob diese damit zu beseitigen sind. — Zur Entfernung von Fettflecken auf Glas bestreicht man die Stellen mit einem Brei aus Magnesia und Benzol, läßt einen Tag sitzen und wusch oder wäscht dann ab. — Die Wirkung des Salmiakgeistes als Fledreimigungsmittel wird durch Zusatz von Kochsalz keineswegs verbessert.

B. St., Düsseldorf. Die sogenannten Brillantglanzstrahlen sind wesentlich Mischungen von Stärke (oft Meißstärke) mit fein gerulvtem Borax. Unter dem heißen Wasser ein und erteilt derselben Steifheit, zieht hierbei in die Fasern der Wäsche ein und erteilt derselben Steifheit und Glanz. Außerdem pflegt man auch Stearin (oder weißes Wachs) hinzuzusetzen, doch muß dies sehr fein verteilt werden, da sonst beim Blättern leicht Stärkeflecke auftreten. Im übrigen ist Borax auch in Waschpulvern, Appreturen, Konservegläsern, Gekochter-Emaillen und vielen anderen häuslichen Dingen enthalten.

Haushalt und Küche. W. Th., Prag. Das Abreiben polierter Möbel geschieht zweckmäßig mit einer Mischung von gleichen Teilen Weindöl und Spiritus mit Hilfe eines weichen wollenen Flanelllappchens; auch mit Petroleum erreichen Sie Ihren Zweck, doch ist ersteres, weil geruchreich, angenehmer.

Frl. S., Hamburg. Nährkalao heißt ein Präparat, in welchem das Fett — Kalao enthält über die Hälfte seines Gewichtes fettes Del — in eine leichter emulgierbare und daher besser verdauliche Form gebracht ist. Er hat den Zweck, das Fett als Nährstoff für den Körper verwendbar zu machen, denn im entöltten Kalao geht mit der Entfernung des Fettes auch ein ansehnlicher Teil des Nährwertes verloren.

Sparsame Hausfrau in S. Einen sehr zweckmäßigen Kitt für Samengewunden bereitet man durch heißes Auflösen von reinweißer Gelatine in konzentrierter Essigsäure. Die Waare wird heiß auf die Bruchflächen der möglichst warmen Glode getrichen und die Stücke gut aneinander gedrückt. Nach mehrstündigem Stehen kann man das Uebergebliebene mit einem Messer sorgfältig abnehmen.

C. v. S. Um den eingetriebenen Stöpsel aus der Kristalllauge herauszubekommen, stellt man die Flasche etwa einen Tag auf den Kopf, heuer noch hängt sie derart auf, daß der Stöpsel senkrecht nach unten steht, aber den Boden nicht berührt. Absonn windet man einen mächtig starken, geschmeidigen Bindfaden zweimal um den Flaschenhals an der Stelle, wo der Stöpsel eingetrieben ist, an jedes Ende faßt eine Person an, und nun wird, wie bei einer Säge, scharf hin- und hergezogen. Nach wenigen Augenblicken ist der Flaschenhals stark erwärmt und durch Mitlein und Klopfen der Stöpsel meist zu entfernen. Verjagt dies Mittel, so kann man den Flaschenhals auch in warmes, dann in heißeres Wasser stecken und durch Klopfen mit einem Gegenstande aus weichem Holze die Lösung des Korkes befördern.

Drachglas. Eine von der Aktiengesellschaft für Glasindustrie vorn. Fr. Siemens-Dresden eingeführte Neuerung besteht darin, daß Glas in noch weichem Zustande innen mit einer Drahteinlage versehen wird, sobald diese, weil allseitig von der Glasluft umgeben, nicht rölten kann. Derartige Gläser können erhitzt und mit kaltem Wasser bespritzt, auch in eine Flamme gehalten werden, ohne zu platzen. Bei sehr hohen und plötzlichen Temperaturveränderungen treten zwar Risse auf, allein diese sind nur oberflächlich und beeinträchtigen die Haltbarkeit nicht. Auch für manche häuslichen Zwecke dürften Gefäße und Gerätschaften daraus sehr zweckmäßig sein.

Frl. v. S. in W. Die von Ihnen gekauften Pilze dürften überhaupt keine Trüffel sein, sondern Bomeranzen-Gärtlinge, welche bereits wiederholt von Händlern als echte Trüffel abgegeben wurden. Der charakteristische kurze Stiel ist entfernt, der Pilzstiel aus meist in Scheiben geschnitten, um die Identifizierung zu erschweren. Diese „Specktrüffelscheiben“ zeigen einen weißen, dicken Rand, sind in der Mitte blauschwarz, bei ganz jungen Exemplaren auch wohl schwach gelblich, immer aber fehlt die Wärmorierung, die bei echten Trüffeln stets vorhanden ist. Der Geruch dieser falschen Trüffel ist selbst in abgekühltem Zustande noch nicht unmerklich; ohne abgerührt zu sein, genossen, wirken sie geradezu giftig.

A. S., Berlin. Daß die flüssige Schokolade mit Magermilch bereitet wird, braucht Sie keineswegs von der Verwendung abzuhalten. Die Magermilch enthält alle nährenden Bestandteile der Kuhmilch mit Ausnahme des größten Teiles des Fettes. Auch ist die im Handel befindliche flüssige Schokolade sterilisiert und Kindern bestens beförmlich. Der niedrige Preis kommt wesentlich daher, weil Magermilch einmal sehr billig ist, jedoch auch, weil größere Molkereien für ihre täglich gewöhnlichen als Nebenprodukt gewonnenen ansehnlichen Mengen davon oft nicht hinreichend Verwendung haben. Gehen Sie die Magermilch in der Küche benützen, doch muß sie beim Kochen fleißig gerührt werden, da sie, weil fettarm, leichter anbrennt.

Frl. G. B., Görlitz. Banrum bereitet man sich am besten und zugleich billigsten selbst durch Mischen von 1 Teil Bayöl, 16 Teile Rum, 64 Teile Spiritus und 48 Teile Wasser. Das Siebensache dieser Menge in Gramm giebt etwa ein Liter.

Hömerin. Wir würden vorziehen, das Bettungsgezeier zu vertreiben, als ein Mittel anzuwenden, die Haut gegen dessen Bisse unempfindlich zu machen. Ihre Ruhe wird nicht mehr gestört werden, wenn Sie abends den Körper mit Anilinpulver einreiben. Gegen Muskitos schützen Muskitobettzeuge vollständig.

F. L., Bremen. Leimpulver erhalten Sie von der Leimfederei Frant u. Co., Grünau. Dasselbe wird direkt in heißem Wasser gelöst, braucht also weder eingewickelt noch länger gelocht zu werden.

W. in Hannover. Daß die blauen Kupferteile Ihrer Dekorationsstücke bald nach jedem Regen um so blässer werden, darf Sie nicht wundern. Sie sind mit einer kaum sichtbaren Lackschicht überzogen und dürfen überhaupt nicht gepulzt, sondern müssen vorsichtig mit kaltem, reinem Wasser abgewaschen werden. Hat die Lackschicht gelitten, so muß sie erneuert werden, zweckmäßig dient dazu Japanolack oder ähnliche Sorten, die Sie auch dort in Droguenhandlungen erhalten werden.

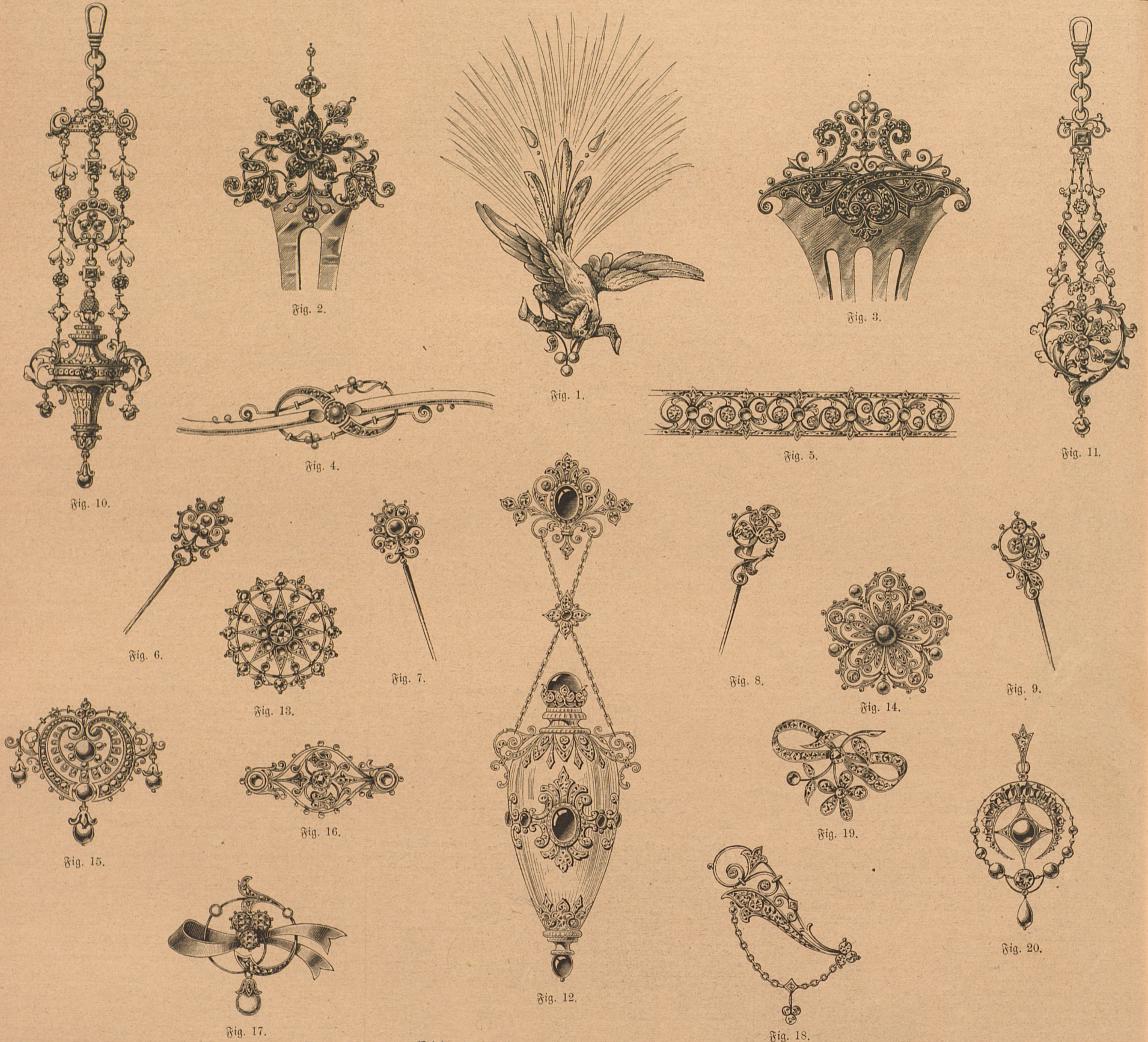
Frl. S. B. B. Der Umstand, daß auf dem ausgezeichneten Stiefelpulvermittel Liharin sich ausgegeben findet „für Herren-Stiefel“, braucht Sie von der Anwendung desselben nicht abzuhalten. Es soll das nur betonen, daß aufpergewöhnlich zarte Lederarten nicht so zweckmäßig damit zu behandeln sind. Es ist aber darauf zu achten, daß der Schwamm nach dem Aufnehmen von Flüssigkeit immer sehr gut ausgebrückt wird; je dünner der aufgetragene Ueberzug, desto besser.

Frl. G. L. Um blanke Eisenteile der Maschine rein und glänzend zu erhalten, bedient man sich eines Pulvermittels aus 50 Terpentindöl, je 250 Stearindöl und feinstem Polierrot und 450 feinstem Tierkohlepulver. Diese Mischung wird durch Verreiben mit Spiritus dünnflüssig gemacht und zur Anwendung mit einem Pinsel auf die Eisenteile getrichen, welche damit abgerieben und mit einer Pulvermischung aus 450 Tierkohle und 250 Polierrot nachgerieben werden.

Kosmetik und Gesundheitspflege. S. G., Savelberg.
 Bädungen unter starkem Frottieren mit einem rauhen Frottierhandschuh (aus Luffa), besser noch Massieren, werden Ihrem Zwecke entsprechen.
S. W. in G. Zu trockenes Haar muß stets eingefettet werden. Bei weitem am zweckmäßigsten dient dazu Lanolin, dessen nicht angenehmer Geruch am besten durch Parfümierung mit Vanillin, oder einem weiteren Ihnen konvenierenden Odeur verdeckt wird. — Das normale Wachstum der Haare ist zwar nicht gerade direkt zu befördern, doch stärkt ein Benehmen der Kopfhaut mit Franzbranntwein (oder einer Mischung aus 1 Teil Cognac mit 4 Teilen feinstem Spiritus und 6 Teilen Wasser) diese und kräftigt dadurch auch indirekt den Haarwuchs. Hinterher ist indessen ein Einsetzen der Haare mit Lanolin erforderlich.
V. A. in Schweden. Es giebt kein Mittel, welches das Haar „dauerhaft“ färbt, falls Sie — wie es den Anschein hat — darunter verstehen, daß nach einmaliger Anwendung die erzielte Färbung für immer genügt. Soweit das Haar behandelt wurde, bleibt es allerdings meist so oder verändert sich doch nur wenig; indessen wächst es in der ursprünglichen Farbe nach. Je schneller es also wächst, desto häufiger — meist alle paar Wochen — muß nachgefärbt werden. Eigentliche Färbemittel (schwarz, braun, blond) ergeben stets ein Haar, das dunkler ist als vorher; Wasserstoffsuperoxyd ist aber ein Bleich- (kein Färb-) mittel, hierdurch wird das Haar heller, meist eigentümlich grau- bis goldblond, je nach der Tönung, welche das natürliche Haar besitzt. Sie werden also am besten thun, auszuprobieren, ob Ihnen

dieses Mittel zusagt; ein Haarzipfel, der eventuell abgeschnitten werden kann, ist geeignet dazu.
Frl. Ch. S. in G. Salicylsäure-Mundwässer sind für dauernden Gebrauch nicht zu empfehlen, da der Zahnschmelz leidet. Um üblen Geruch fortzuschaffen, bedient man sich einer hellroten Lösung von übermangensaurem Kalz, doch darf auch dies nicht dauernd angewendet werden. Das zweckmäßigste Zahneinigungsmittel ist gute Zahnpaste; als Mundspülwasser dient gewöhnliches Wasser, dem man etwas besten Spiritus und ein wenig Pfefferminzöl hinzufügt.
Kl. G., Warschau. Eine zu starke Fettigkeit der Haare beseitigt man durch häufigeres, nötigenfalls tägliches Anfeuchten derselben mit Franzbranntwein, beziehentlich einer Mischung von 1 Teil Cognac, 5 Teilen Wasser und 4 Teilen Spiritus, die man mit Eau de Cologne oder dergl. parfümieren kann. — Zu starkes Transpirieren in den Achselhöhlen ist durch Waschen mit Tanninlösung (einem Theelöffel voll Tannin auf 250 g Wasser), oder mit einer sehr verdünnten Chromsäurelösung zu beseitigen. Bei der Anwendung von Tannin ist das Verühren von Eisen oder eisenhaltigen Gegenständen sorgfältig zu vermeiden, da Tannin auf Eisen schwarze Tintenflecke giebt.
J. B., Wien. Befreien Sie die Fingerspitzen des Kindes täglich mit Chininlösung (4prozentig). Der intensiv bittere Geschmack wird wohl die Unart abgewöhnen helfen. Das Mittel ist vollkommen unschädlich.

M. M., Hannover. Kühlende Binden gegen Kopfschmerz können Sie sich durch Füllung von Mullbeutelchen entsprechender Form und Größe mit Torfmoos (bei Verbandstoffhändlern käuflich) und Tränken derselben mit einer konzentrierten Ammoniumnitratlösung selbst herstellen. Diese Binden werden getrocknet und vor dem Gebrauche durch Besprengen mit etwas Wasser — auf eine Stirnbinde zwei Eßlöffel voll — angefeuchtet; sie können mehrmals verwendet werden.
Frl. Selma B. Mineralwasserflasken, künstliche wie selbst die natürlichen, sind nur ein dürftiger Ersatz der Heilquellen, weil sie meist nicht alle Bestandteile dieser oder wenigstens nicht in derselben Form enthalten. So ist bekannt, daß das kristallisierte Karlsbader und Marienbader Salz zumeist aus Glaubersalz besteht, aus welchem Grunde diese Salze jetzt auch vulberförmig von konstanterer Zusammensetzung in den Handel kommen. Bei den künstlichen Mineralwasserflasken werden häufig sogar wichtige Bestandteile ganz weggelassen, nur um sie löslich zu machen.
K. B. B. Gegen eiskalte Hände dürfte Ihnen vielleicht folgendes Verfahren dienen. Morgens werden die Hände etwa 10 Minuten in warmes Wasser gehalten, auch die Arme soweit als möglich, dann mit einem Frottier-tuche trocken gerieben, mit Lanolincreme eingefettet und Hände und Arme mit einer weichen Hautbürste tüchtig gebürstet, worauf das Fett mit Seife abgewaschen wird. Die Nötigung kann dann später entfernt werden durch Waschen mit Mandelfeile oder dergl., vor allem müssen außerhalb des Zimmers stets dicke Handschuhe getragen werden.



Moderner Goldschmuck.

Aus einem Wettbewerb des Pforzheimer Kunstgewerbevereins vom März dieses Jahres.

Wenn es auch keinem Zweifel unterliegt, daß der herrlichste Schmuck des Menschen der ihm angeborene ist: Jugend und Schönheit, so wird doch jedes weibliche Auge beim Anblick eines prächtigen Geschmeides, eines leuchtenden Schmuckgegenstandes heller erglänzen. Die in Gold gefaßten Onyxsteine, welche nach dem zweiten Buch Moses bereits im ältesten Aegypten von den Frauen als Agraffen getragen wurden, sind ein Beweis dafür, daß diese Vorliebe des weiblichen Geschlechtes für Schmuckgegenstände eine sehr alte und dauernde ist. Unbeständig und wechselnd ist allein die Mode, welche auch die Formen der Schmuckgegenstände allmählich verändert, ihnen eine feinere, künstlerische Gestalt verliehen hat. Wie nun der durch die jetzige Mode geschaffene feine Geschmack nicht mehr in dem Kostbaren und Teuren das Schöne selbst zu sehen vermag, sondern in allem, was wir ansetzen, lediglich ein mit Geschmack zu wählendes und zu verwendendes Verschönerungsmittel erblickt, so genügt auch in der Herstellung unserer heutigen Schmuckgegenstände nicht mehr der blendende Glanz edler Metalle, der vordem allein

ausschlaggebend war, unser Schönheitsgefühl verlangt vielmehr eine kunstgerechte, stilvolle Fassung, eine graziose, zierliche, sympathische Form. Das zeigt sich so recht an dem modernen Goldschmuck, dem wir ja im täglichen Leben am häufigsten begegnen, da das Gold in seinem eigentümlichen Glanze nicht als Farbe gilt und deshalb zu allen Farben als Schmuck angewendet werden kann. Anstelle der großen Goldklumpen, aus denen ein früherer barbarischer Geschmack massiv glänzende Nadeln, Broschen und Ketten bildete, sind heute zierliche, feine, zarte Goldschmuckgegenstände getreten, die aber durch ihre künstlerische Fassung und Arbeit weit größer und schöner wirken, als jene wichtigen Schmuckgegenstände von ehemals. Die vorstehend abgebildeten zwanzig Goldschmuckgegenstände, die aus einem im März dieses Jahres veranstalteten Wettbewerb des Pforzheimer Kunstgewerbevereins als beste Entwürfe hervorgegangen sind, bekunden alle diese künstlerisch schöne Form, diese gebiegene feine Arbeit, welche auch den zur Verwendung gebrachten Edelsteinen die rechte Wirkung sichert. Fig. 1 stellt einen Haarschmuck dar,

mit Reiferfedern: einen goldenen Vogel, der nach Feinperlen jaght. Fig. 2 zeigt uns einen goldenen, brillantengeschmückten Kamm in durchbrochener Arbeit, Fig. 3 einen solchen in Gold mit Brillanten und Perlen. In Fig. 4 sehen wir ein Armband in durchbrochenem Gold und mit Brillanten und Perlen gefaßt, in Fig. 5 ein anderes glanzpoliertes, mit Perlen und Rosen gezierter Armband mit goldenem Scharnier. Fig. 6—9 stellen verschiedene goldene Krawattennadeln mit Brillanten und Perlen dar, Fig. 10 und 11 Reiserketten für Damen in graviertem Rotgold mit Rosen, Rubinen und Saphiren. In Fig. 12 sehen wir ein allerliebsteßes Flacon mit Broschette in Lapis mit Granatcabochon und Brillanten. Die Figuren 13—20 zeigen uns die verschiedenen kunstvollen Broschen: Fig. 13 und 14 runde Brillantbroschen mit ganzen Perlen, Fig. 15 eine Brillantbrosche mit drei Perltropfen, Fig. 16 eine mit Brillanten und Perlen gezielte Rotgoldbrosche, Fig. 17 eine mattgoldene Brosche mit Brillantzweig, und die Figuren 18—20 drei mit Rubinen geschmückte Brillantbroschen.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Redigiert unter Verantwortlichkeit des Direktors. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Hierzu koloriertes Stahlstich-Modenbild „August“.